Auraser Stadtblatt.

Behördliches Organ für die Stadt und den Amtsbezirk Auras.

Erscheint jeden Sonnabend.

Inserate werden bis Donnerstag mittag an Herrn Sekretär Paul Weigelt in Auras a. d. Oder oder an die Buchdruckerei Moretzke & Märtin in Trebnitz i. Schles. erbeten.

Abonnementspreis: Vierteljährlich bei Abholung von der Post 50 Pf., durch den Kolporteur pro Nr. 7 Pf.

Insertionspreis: Bei einmaliger Aufnahme die kleine Zeile 15 Pf., bei Wiederholungen Rabatt.

Nr. 18. Sonnabend, den 29. April 1916.

Tag.	Datum.	S.-A.	S.-U.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.
Sonntag	30. April	4.39	7.17	vorm. 3.27	nachm. 5.44
Montag	1. Mai	5.37	8.18	„ 4.44	„ 8. 0
Dienstag ☺	2. „	5.35	8.20	„ 5. 5	„ 9.15
Mittwoch	3. „	5.33	8.22	„ 5.31	„ 10.25
Donnerstag	4. „	5.31	8.23	„ 6. 4	„ 11.27
Freitag	5. „	5.29	8.25	„ 6.48	vorm. 12.19
Sonnabend	6. „	5.28	8.26	„ 7.42	„ 1. 0

Der Geizhals bleibt im Tode karg:
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.

Marktkalender (K=Kram-, P=Pferde-, B=Viehmarkt).
30. April Wahlstatt (K). **1. Mai** Goldberg (K), Habelschwerdt (K), Kontopp (KVP.), Neurode (2 K.), Liegnitz (3 K.), Wigandsthal (2 K). **2.** Brieg (V.), Grünberg (KVSchw), Kanth (2 K.), Liegnitz (VPSchwFüll.), Lublinitz (VP.), Myslowitz (VP), Neurode (V.), Ottmachau (K.), Ratibor (KV.), Rudelstadt (KVP), Sagan (KV.), Sulau (KV.), Wittichenau (VPSchw.). **3.** Altberun (VP.), Lähn (KVPSchw), Leschnitz (KV), Sagan (K.). Strehlen (V.), Ziegenhals (KV.). **4.** Altberun (K.), Friedland, Bez. Oppeln (VP.), Haynau (KVP.). **5.** Ruhland (Schw). **6.** Münsterberg (V.), Polkwitz (Schw).

Die Frage aller Fragen.

Von seiner Reise ins kaiserliche Hauptquartier ist der Kanzler des Deutschen Reiches wieder nach Berlin zurückgekehrt. Hier hatte er eine mehr als einstündige Besprechung mit dem Botschafter der Vereinigten Staaten, der über ihren Inhalt sofort nach Washington berichtete. Herr v. Bethmann Hollweg wird sich wahrscheinlich in den nächsten Tagen abermals zum Kaiser begeben, und dann dürfte die durch Wilsons Note heraufbeschworene Frage zur endgültigen Entscheidung reif geworden sein. Bis dahin bleibt es in der Schwebe, nachdem der Weltkrieg neben Europa auch Asien, Afrika und Australien in seine Kreise gezogen hat, nun noch der letzte Erdteil von ihm ergriffen werden soll. Es wäre der helle Wahnsinn, ohne Zweifel; aber ist nicht die Vernunft längst trauernd zu den Göttern entflohen, seitdem die ältesten Kulturvölker gegeneinander das Schwert aus der Scheide gezogen haben?

Weshalb unsere Feinde in der alten Welt den Krieg entfesselt haben, ist niemandem ein Geheimnis geblieben, der sich nicht mit billigen Redensarten abspeisen läßt. Deutschland war ihnen zu mächtig geworden, und obwohl es von seiner geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung nur den rechtmäßigsten, den friedfertigsten Gebrauch machte, der sich denken läßt, sollte ihm das Rückgrat gebrochen werden, damit andere Völker, die es verlernt hatten, ihre Kräfte in anspornendem Wettkampf zu regen, nicht gar zu weit hinter uns zurückblieben. Aus dem raschen Siegeslauf, wie die gewaltige, von England gegen uns auf die Beine gebrachte Koalition ihn sich so schön zurechtgelegt hatte, ist nichts geworden; dafür soll die in diesen Tagen in Paris zusammentretende Wirtschaftskonferenz des Vierverbandes Mittel und Wege ausfindig machen, um uns nach dem Kriege alle Handelsbeziehungen über unsere Grenzen hinaus zu unterbinden. Also da weiß man wenigstens, woher der Haß und wohin das Ziel. Was Herr Wilson aber gegen uns im Schilde führt, dafür fehlt es an jeder zureichenden Erklärung. Man sollte doch meinen, daß er für eigene, d. h. für amerikanische Interessen zu streiten beabsichtigt, was natürlich sein gutes Recht, ja seine Pflicht als oberster Sachwalter der Union ist. Wir wollen auch davon absehen, daß die Presse der Entente ihn schon mit schallendem Jubel als neuen Bundesgenossen begrüßt; das ist ihm vielleicht in hohem Grade unbequem, aber er glaubt seine Haltung nicht von Lob oder Tadel irgendwelcher ausländischer Instanzen abhängig machen zu dürfen. Wir wollen auch nicht so niedrig von ihm denken, daß wir ihn für fähig halten, etwa um der Verbesserung seiner Wahlaussichten willen den starken Mann spielen zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, daß aus diesem Spiele sich über Nacht ein blutiger Ernst entwickle. Nein, halten wir uns an die wortreiche Begründung seiner Drohung mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, unbeirrt durch mancherlei Nebenerscheinungen, die uns, nicht erst seit heute und gestern, an dem Willen, mit uns in Frieden zu bleiben, berechtigte Zweifel nahelegen konnten: Die Note findet es unerträglich, daß wir den Handelskrieg gegen England mit Methoden führen, die den Forderungen der Menschlichkeit keinen Raum ließen. Präsident Wilson bezeichnet sich, in der Botschaft an den Kongreß, ausdrücklich als verantwortlichen Wortführer für die Rechte der Menschheit, nimmt also auch ein Mandat der nichtamerikanischen Völker zu seinem Auftreten gegen Deutschland in Anspruch. Dagegen wäre nun zu erwidern, daß die übrigen neutralen Staaten, Holland, Schweden und Norwegen, Dänemark, die Schweiz, bisher wenigstens ihre Rechte und Ansprüche gegen uns in eigenem Namen und mit eigenen staatsrechtlichen Mitteln verfochten haben; keiner von ihnen hat dabei versucht, etwa zugleich amerikanische Interessen wahrnehmen zu wollen. Und so oft von dieser Seite in Washington angeklopft wurde, ob der große Bruder jenseits des Ozeans nicht in dieser oder jener allen neutralen Ländern gemeinschaftlichen Frage als Wortführer der am Kriege unbeteiligten Völker auftreten wollte, immer wurde im Weißen Hause mit verbindlichem Lächeln abgewinkt; wobei es sich allerdings stets um ein Vorgehen gegen britische Völkerrechtsverletzungen handelte. Danach muß Herr Wilson sich schon darauf beschränken, nur als Wortführer für die Rechte der amerikanischen Menschheit aufzutreten. In dieser Eigenschaft müssen wir ihn allerdings respektieren. Nur können wir es unmöglich ernst nehmen, daß er für sich eine Art Kontrollrecht über unsere Kriegsführung zur See beansprucht. Das mag er selbst nicht so deutlich empfinden, weil er sich schon seit Monaten in Gedankengängen bewegt, die, wenn man sie als einseitig bezeichnet, nach europäischen Begriffen von Recht und Notwehr noch sehr milde charakterisiert sind. Aber für uns gibt es keine andere Auslegung seiner in drohendem Tone vorgebrachten Forderung.

Aber trotzdem: wir stimmen denjenigen zu, die dafür eintreten, daß Deutschland sich bei der zu treffenden Entscheidung lediglich von Erwägungen der Nützlichkeit und der Klugheit leiten lassen möge. Was wir wollen, ist der deutsche Sieg. Ihn dürfen wir uns ebenso wenig aus der Hand winden lassen, wie die Waffen, mit denen er zu erringen ist.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

✚ Die vor kurzem abgereisten **deutschen Reichstagsabgeordneten sind in Konstantinopel angekommen.** Es sind die Herren Graf Westarp, Freiherr v. Gamp, Dr. Spahn, Bassermann und Dr. Wiemer sowie der nationalliberale Landtagsabgeordneter Dr. Otto. Sie wurden in Konstantinopel von einer Abordnung des Parlaments, bestehend aus dem Vizepräsidenten der Kammer, den Mitgliedern des Bureaus und zahlreichen Abgeordneten sowie von den Abteilungchefs der verschiedenen Ämter willkommen geheißen, desgleichen von dem Generalsekretär des Verbandes für Einheit und Fortschritt. Die deutschen Abgeordneten, die von der türkischen Grenze bis zur Hauptstadt durch Mitglieder der Behörden des Wilajets Adrianopel begleitet worden waren, wurden überall herzlich empfangen.

✚ An den Rektor der Berliner Universität, Professor v. Wilamowitz-Möllendorf gelangte telegraphisch ein **Friedenswunsch aus Amerika,** in dem die Professoren der German University League of America, alles Bürger der Vereinigten Staaten, ihre Hoffnung ausdrücken, daß zwischen Deutschland und Amerika der Frieden erhalten bleibe. In der Depesche heißt es: Da wir beide Länder gut kennen, fürchten wir, Deutschland könnte die Botschaft unseres Präsidenten als eine Herausforderung auffassen, was sicherlich nicht beabsichtigt ist. Im Gegenteil, wir sind überzeugt, daß die Mehrheit des amerikanischen Volkes die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten wünscht, die zwischen Ihrem und unserem Lande immer bestanden haben. Um das Unheil einer falschen Auffassung abzuwenden, bitten wir Sie, diese unsere Ansicht dem deutschen Volke zur Kenntnis zu bringen.

✚ **In einer längeren Ausführung wendet sich der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine gegen Asquith,** den englischen Premierminister, und seine kürzlichen Ausführungen über den Kampf gegen Deutschland und die angeblichen englischen Friedensziele. Er sagt dabei:

> Die militärische Niederlage Deutschlands wäre gleichbedeutend mit dem Tode Hunderttausender unserer besten Söhne, mit den Schrecken und Leiden feindlichen Einfalls, mit dem politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch des deutschen Volkes; und dem wollen und müssen wir vorbeugen. Das ist unsere nächste Sorge; ob Asquith nach dem englischen Siege uns der Vernichtung überliefern oder uns an dem teilnehmen lassen will, was er Freiheit und Zivilisation nennt, macht jetzt für uns nichts aus, denn schon die Niederlage im Krieg wäre Vernichtung. — Wir müßten wirklich keine marxisch gebildeten Sozialdemokraten sein, wenn wir dem heuchlerischen Gerede Glauben schenken wollten, daß England, Frankreich und Rußland den Krieg der inneren Freiheit Deutschlands zuliebe führen. Das kann man alten Weibern beiderlei Geschlechts und politischen Kindern vorreden, aber nicht Männern.

Der sozialdemokratische Führer kommt zu dem Schluß, es ließe sich keine ärgere Schwächung des Gedankens der politischen Freiheit denken, als wenn das feindliche Ausland diese Freiheit verspräche, nachdem es zunächst unsere treuen Kämpfer getötet, unsere Grenzen überschritten, unser Volk ausgehungert, unser Wirtschaftsleben zerstört hätte.

Österreich-Ungarn.

× Die an unsere Regierung gerichtete **amerikanische Note** betreffend die Torpedierung des „Imperator" im Mittelmeer ist keine sogenannte Drohnote, sondern beschränkt sich auf die Anfrage über die näheren Umstände bei der Torpedierung.

Frankreich.

× Die französischen **Arbeiter fordern Maßnahmen gegen die nicht mehr erträgliche Teuerung.** Abgeordnete der Pariser Gewerkschaften legten dem Minister des Innern folgende Entschließung vor: „Die Vereinigung der Gewerkschaften des Seine-Departements, die des öfteren von ihren Mitgliedern Klagen über die wachsende Teuerung erhalten hat, ist überzeugt, daß Maßregeln ergriffen werden können und müssen, um der gänzlich ungerechtfertigten Steigerung der Lebensmittelpreise abzuhelfen. Sie fordert das Ministerium des Innern auf, solche Maßregeln unverzüglich zu ergreifen. Wird unsere Stimme nicht gehört, so sind wir entschlossen, alle Verantwortlichkeit abzulehnen für die Ereignisse, die man voraussehen kann und die eintreten dürften."

Rumänien.

× Aus Bukarest erfährt man, daß die Verhandlungen über ein **wirtschaftliches Abkommen zwischen Rumänien und Bulgarien** sich günstig gestalten. Das russenfreundliche Blatt „Aktiunea" schreibt: Anscheinend sei sich Ministerpräsident Bratianu über die Stellungnahme Rumäniens nunmehr schlüssig geworden und halte die Zentralmächte für die endgültigen Sieger. Über die Konferenzen des bulgarischen Gesandten Dr. Radow mit dem Handelsminister Radovici erfährt die „Libertatea" noch, daß Radow uneingeschränkte Vollmachten hatte. Als Ergebnis der bisher von ihm gepflogenen Verhandlungen dürfte in den nächsten Tagen das bulgarisch-rumänische Handelsabkommen zustande kommen auf der Basis von Gegenleistungen nach dem Muster der deutsch-rumänischen Vereinbarungen.

Griechenland.

× Der türkische Gesandte in Athen hat nach einer Meldung des Lyoner „Nouvelliste" dem griechischen Minister des Äußeren eine Note über das **Bandenunwesen** überreicht, das sich in Athen, im Piräus auf und Mytilene mit der Bestimmung nach Kleinasien entwickelt. Die Note teilt mit, daß ein Ausschuß bestehe, der diese Banden organisiere. Der Minister hat sich seine Antwort vorbehalten.

Türkei.

× Die Verhandlungen zwischen der türkischen Regierung und den jüngst in Konstantinopel **eingetroffenen rumänischen Delegierten,** die beauftragt sind, mit der Türkei ein Abkommen auf Grund wechselseitiger Interessen zu schließen, fast genau wie das deutsch-rumänische Abkommen, nehmen einen günstigen Fortgang. Die Befestigung der zwischen den beiden Ländern bestehenden Beziehungen bedeutet eine Tatsache, die verdient, mit Genugtuung hervorgehoben zu werden.

Mexiko.

× Die „Associated Preß" berichtet von einem **neuen Überfall auf die amerikanischen Truppen** durch reguläre mexikanische Soldaten. Die Verfolgung Villas mußte wegen eines neuen unvermuteten Angriffs unbotmäßiger Soldaten Carranzas auf die Amerikaner eingestellt werden. In Washington ist man übrigens überzeugt, daß die Nachrichten über den Tod Villas gänzlich aus der Luft gegriffen sind, da man nichts näheres erfährt. Wahrscheinlich liegt nur ein Täuschungsversuch vor, um die Amerikaner auf falsche Bahnen zu lenken oder zum Abzug zu bewegen.

Bunte Tages-Chronik.

Wien, 21. April. Im Auftrage des Kaisers zeichnete die Generaldirektion des Allerhöchsten Privat- und Familienfonds je 10 Millionen Kronen auf die vierte österreichische und ungarische Kriegsanleihe.

Budapest, 22. April. Nach einer Meldung des Sofioter „Utro" haben etwa 40 Mitglieder der serbischen Skuptschina beschlossen, den Kronprinzen Alexander zu ersuchen, als Regent die Skuptschina im Interesse der Vorbereitung des Friedens einzuberufen.

Nah und Fern.

Ein regierender Fürst als Kreistagsabgeordneter. Der Wahlverband der Großgrundbesitzer des Kreises Worbis hat den Fürsten von Schwarzburg als Besitzer der im Kreise Worbis gelegenen Domänen Gerterode und Großbodungen in den Kreistag gewählt. Da die Ausübung der aus der Wahl hervorgehenden Rechte persönlich zu geschehen habe, so ist kaum anzunehmen, daß der Fürst die Wahl annimmt.

Ein Briefumschlag für vier Briefe. Zur Ersparnis von Papier hat die württembergische Postverwaltung eine bemerkenswerte Neuerung eingeführt. Es handelt sich um Briefumschläge, die in vier Adressenfelder eingeteilt sind und mit Verschlußmarken verschlossen werden. Diese Marken werden von den württembergischen Postanstalten zum Preise von 30 Pfennig für 1000 Stück abgegeben. Selbst diese vierfach benutzbaren Umschläge können fortgelassen werden, wenn man einseitig beschriebene Bogen faltet und mit der Marke verschließt; ein Verfahren, daß noch den Vorzug hat, den Postaufgabestempel mit dem Schriftstück zu vereinigen.

Sommerzeit in Österreich. Durch Verordnung des Gesamtministeriums wird in Österreich für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1916 die sogenannte Sommerzeit eingeführt.

Sommerzeit in Frankreich. Die französische Kammer hat einen Gesetzentwurf über das Vorstellen der Uhr in Frankreich bis zu Ende des Jahres, in dem der Friedensvertrag geschlossen wird, angenommen. Die durch das Gesetz vom 9. März 1914 festgesetzte gesetzliche Zeit kann danach durch einen Beschluß des Ministerrates abgeändert werden.

Französische Drückebergerei. Nach Meldungen französischer Blätter ist in Frankreich abermals eine große Organisation zur betrügerischen Befreiung vom Heeresdienst entdeckt worden. In Rouen wurden auf Veranlassung der Militärbehörden bereits zwei Verhaftungen vorgenommen, denen wahrscheinlich zahlreiche andere folgen werden. Auch ein Arzt soll darin verwickelt sein.

Gefangenen-Postanweisungsverkehr über Schweden. Im März wurden durch die Postanstalt Malmö 13 000 Postanweisungen über insgesamt 132 000 Kronen an deutsche Kriegsgefangene in Rußland und 130 000 Postanweisungen über 1½ Millionen Kronen an russische Kriegsgefangene in Deutschland und Österreich-Ungarn befördert. Diese kurze Meldung illustriert das Gegenseitigkeitsverhältnis der Gefangenenzahl, wobei noch zu bedenken ist, daß der größte Teil der in Deutschland befindlichen russischen Gefangenen überhaupt nichts geschickt bekommt.

2¼ Millionen Gerichtskosten. An der Entwicklung der südafrikanischen Goldminen waren bekanntlich bis Kriegsausbruch einflußreiche Kreise in Deutschland beteiligt. Deshalb wird ein Prozeß der 1913 gegründeten Rhodesia Goldminen Co. gegen die „Phoenix and Globe" Goldminen Co. auf Herausgabe von 10 Millionen Mark Goldwert, den die Phoenix Co. durch Untergrabung der der Rhodesia Goldminen Co. gehörenden Adern rechtswidrig aus deren Minen bezogen hätte, auch bei uns interessieren. Der Prozeß kostet täglich etwa 20 000 Mark. Da er vor dem 8. Mai keinesfalls zu Ende kommen kann, so würden bis dahin die Kosten rund 2¼ Millionen Mark betragen. Über 50 000 Fragen waren von den Sachverständigen zu beantworten und diese bedeckten über 4500 große Folioseiten in Schreibmaschinenschrift. Die beiden Rechtsanwälte der gegnerischen Parteien erhalten täglich je 2000 Mark sogenannte „Erneuerungsgebühren", damit sie persönlich den Verhandlungen beiwohnen.

Überführung Gefallener in die Heimat. Die Ausgrabung von Leichen zur Rückführung in die Heimat usw. kann für die Monate Mai, Juni, Juli, August und September nicht gestattet werden. Die Überführung von Leichen vom Balkan-Kriegsschauplatz und aus der Türkei in die Heimat kann aus gesundheitlichen und verkehrstechnischen Gründen bis auf weiteres überhaupt nicht zugelassen werden.

Folgenschwere Verwechselung. Nach dem Genuß von Fleischbrühe, die von einer Fleischermeistersfrau gekauft war, erkrankten in Leipzig-Reudnitz mehrere Personen schwer. Der zweijährige Sohn und die sechsjährige Tochter einer Kaufmannsfamilie starben. Die polizeilichen Ermittelungen ergaben, daß die Schlächterfrau, um die Brühe zu würzen, statt Kochsalz mehrere Hände voll Salpetersalz hineingeworfen hatte. Noch größeres Unheil wurde dadurch verhütet, daß die Frau sofort, als sie von der furchtbaren Wirkung hörte, in der Nachbarschaft herumschickte und vor dem Genuß der Brühe warnte.

Städtische Schinkenlotterie in Barmen. Die Stadtverwaltung in Barmen verteilt ihre Schinkenvorräte in eigentümlicher Weise durch — Verlosung. Sie wollte zunächst 800 Stück unter die Verbraucher bringen, die unter die voraussichtlich weit größere Anzahl von Bewerbern verlost werden sollten. Es liefen etwa 5000 Anmeldungen ein. Die Verlosung ging in der Weise vonstatten, daß die 5000 Anmeldungen in großen Körben durcheinander gerüttelt und 800 davon herausgezogen wurden. In vierzehn Tagen soll, vorausgesetzt, daß bis dahin nicht die Fleischkarte eingeführt wird, eine neue Abgabe von Schinken erfolgen. Diejenigen Bewerber, die diesmal leer ausgingen, sind zuerst vorgemerkt.

Ein Berliner Arbeiter zum Offizier befördert. Daß es im Kriege auch der einfachste Soldat zum Offizier bringen kann, beweist die Beförderung des Schmiedes Albert Krumnow aus Berlin zum Leutnant der Landwehr. Kr. hatte bis Kriegsausbruch als Schmied bei Borsig gearbeitet und war gleich nach Kriegsausbruch als Unteroffizier einberufen worden. Er wurde bald Vizefeldwebel, erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse und wurde dann wegen einer besonders glänzenden Waffentat in Rußland Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse. Als solcher wurde er dann bei seinem Regiment zum Offizier befördert.

Schwindel mit gefälschtem Schmalz. Die Kölnische Städtische Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalt ist einer bisher noch nicht beobachteten Fälschung auf die Spur gekommen. Es handelt sich um Schmalz, das durch Zusatz von Wasser und Stärke gestreckt ist. In einem Falle war das Gewicht des Schmalzersatzes das doppelte und in einem zweiten auf das zweieinhalbfache geraten, in einem dritten sogar auf das fünffache erhöht worden. Die polizeilichen Ermittlungen haben ergeben, daß die Ware von einer Anzahl Firmen unter der Bezeichnung „Speckosa" eingeführt wurde.

Überhandnehmen der Bettler in Italien. Nach Mitteilung der in Bologna erscheinenden Blätter wurden in den letzten Tagen nicht weniger als 180 Bettler dort auf den Straßen aufgegriffen und verhaftet, was selbst in Anbetracht der sonstigen italienischen Bettlerplage doch ein Anzeichen ist von dem wirtschaftlichen Verfall der Stadt.

Die Kathedrale und der Bischofspalast in Andria (Italien) sind durch eine Feuersbrunst, die in dem 1646 begonnenen denkwürdigen kirchlichen Bauwerk entstanden war, vollständig zerstört worden. Der Schaden ist sehr groß. Der Bischof, Monsignore Staiti, wurde nur mit großer Mühe gerettet. Der Brand droht, sich auf die ganze Stadt auszudehnen. Die Stadt Andria liegt in der Provinz Bari, Distrikt Barletta, treibt lebhaften Handel und zählt etwa 400000 Einwohner.

Die neueingerichtete **Reichsfleischstelle** hat zunächst für das ablaufende Vierteljahr vom 1. April bis 30. Juni den durch die Schlachtungen zu deckenden Fleischbedarf des Heeres und der Zivilbevölkerung festgestellt und die Aufbringung des hierfür erforderlichen Schlachtviehs auf die Bundesstaaten umgelegt. Während bisher die freiwillige Einschränkung des Fleischverbrauchs eine mehr oder weniger willkürliche war, ist nunmehr durch die Vorschrift der Reichsfleischstelle die Einschränkung der Schlachtungen überall eine gleichmäßige geworden, und es kann nicht mehr ein Bezirk sich verhältnismäßig stark mit Fleisch versorgen, während in einem anderen Bezirk bereits der Fleischgenuß stark beschränkt worden ist. Nachdem auf diese Weise die Menge der zulässigen Schlachtungen festgesetzt war, ist für die Deckung durch das erforderliche Schlachtvieh gesorgt worden. Die Reichsfleischstelle hat daher die für den Bedarf des Feldheeres und für die Schlachtungen zur Deckung des Bedarfs der Zivilbevölkerung erforderlichen Mengen an Schlachtvieh auf die einzelnen Bundesstaaten umgelegt. Jedem Bundesstaat und jeder Provinz ist diejenige Menge an Schlachtvieh aufgegeben worden, die sie zur Deckung einmal des Bedarfs des Feldheeres, zum anderen für den Bedarf der eigenen Bevölkerung und endlich — bei den Überschußbezirken — zur Abgabe an die Zuschußgebiete im Laufe des Vierteljahres bis zum 30. Juni dieses Jahres aufzubringen haben. Maßnahmen zu treffen zur Einhaltung der Schlachtungszahlen ist Sache der Bundesstaaten, die weiter auch für die Aufbringung der ihren Bezirken auferlegten Viehmengen verantwortlich sind.

Verbot der privaten Fleischsendungen in's Feld. Das lippische Staatsministerium weist in einer Veröffentlichung besonders darauf hin, daß in Lippe die Versendung von Wurst und Schinken an Angehörige ins Feld verboten ist. Die Heeresverwaltung sorge in musterhafter Weise für die Krieger. Es entfalle auf sie viermal so viel Fleisch als im Höchstfall auf die Zivilbevölkerung kommen werde.

Die Ursachen der gegenwärtigen Fleischknappheit werden in einem gemeinsamen Erlasse der preußischen Minister für Handel, Landwirtschaft und des Innern an die Oberpräsidenten behandelt. In diesem Erlaß werden die Oberpräsidenten ermächtigt, bis zum 1. Oktober d. J. weitere Hausschlachtungen zu verbieten, dabei aber darauf aufmerksam zu machen, daß es sich hierbei nur um eine vorübergehende Maßregel handelt und eine Unterbindung der an sich zweckmäßigen Form der Selbstversorgung durch Hausschlachtungen für den Winter nicht beabsichtigt sei. Der gegenwärtige Fleischmangel sei nur ein vorübergehender. Bis zum 1. Juli etwa freilich müsse aus naheliegenden Ursachen die Beschaffung des erforderlichen Schlachtviehs an vielen Stellen auf Schwierigkeit stoßen. Infolge des großen Futtermittelmangels seien die Bestände an schlachtreifen Schweinen zurzeit außerordentlich gering, dagegen die Aussichten auf die Erzeugung zahlreicher Ferkel dank den getroffenen Maßnahmen für die nächsten Monate sehr günstig. Aus dem gleichen Grunde hätten die Landwirte von ihren Rindviehbeständen, was zur Schlachtung geeignet war, größtenteils in den letzten Monaten bereits abgestoßen. Diejenigen Tiere aber, die sie bis jetzt durchgehalten haben, gerade jetzt, wo Weideund Grünfutter vor der Tür stehen, zur Schlachtbank zu führen, wäre unwirtschaftlich, weil sie infolge des Futtermangels meist sehr mager sind, während sie sich in einigen Monaten auf der Weide wieder gut aufgefüttert haben würden. Zum Schluß werden die Oberpräsidenten ersucht, die Viehhandelsverbände in dem Bestreben nach Möglichkeit zu unterstützen, dem unbedingt notwendigen Bedarf des Heeres und der Zivilbevölkerung, besonders der schwer arbeitenden Bevölkerung in den Industriegebieten und Großstädten, zu dienen.

Die zwölf Apostel und die Sklavenmädchen 1916. Wie alljährlich sind zum Gedächtnis der Fußwaschung beim Abendmahl in München am Gründonnerstag wieder zwölf Greise, die als die zwölf Apostel bezeichnet werden, vom König von Bayern mit dem üblichen schwarzen Tuchanzug mit Kragenmantel und Kniehosen nebst schwarzem weichen Filzhut mit weißblauer Schnur, sowie Wäsche und schwarzen Handschuhen ausgestattet worden. Die Apostel hatten in diesem Jahre ein Gesamtalter von 1104 Jahren. Der älteste ist der 95 Jahre alte Spitalpfründner Anton Feistle aus Dinkelscherben. Unter 90 Jahre zählt keiner der alten Herren, die vor dem König zur Fußwaschung erscheinen durften. Bei dieser heiligen Handlung waren, wie immer, auch zwölf arme Mädchen, die sogenannten Sklavenmädchen anwesend. Auch sie erhielten das Gnadengeschenk des Königs, bestehend aus grauem Tuchkleid, Handschuhen, Schuhen usw. Führerin der „Sklavenmädchen" war die 91 Jahre alte Herrschaftsdienerwitwe Anna Sehon aus München.

Gegen den Fleisch- und Geflügelwucher in Berlin. Das Oberkommando in den Marken teilt mit: Es ist zur Kenntnis des Oberkommandos gekommen, daß in den letzten Tagen in Groß-Berlin in einzelnen Geschäften für Geflügel und Fleisch, soweit keine Höchstpreise bestehen, ganz übertrieben hohe Preise gefordert sind. Die Polizeibehörden sind angewiesen, in derartigen Fällen, die ihnen angezeigt werden, sofort den Sachverhalt genau festzustellen. Bei unbilliger Spannung zwischen dem Einkaufspreis und dem Verkaufspreis wird das Geschäft geschlossen und das Strafverfahren rücksichtslos durchgeführt werden. Das Gleiche gilt, wenn mit dem Verkauf der genannten Waren zurückgehalten wird, obwohl noch Vorräte vorhanden sind.

Ein Wolkenbruch in Budapest hat am 2. Osterfeiertage großen Schaden angerichtet. An mehreren Stellen stürzten Brandmauern ein, Wohnungen mußten geräumt werden, Mietshäuser und öffentliche Lokale blieben den ganzen Abend ohne elektrische Beleuchtung, da die Leitungen stark beschädigt waren. Verluste an Menschenleben sind nicht zu beklagen.

Untergang eines französischen Petroleumdampfers. Auf der Reede von Algier ereignete sich an Bord des beladenen Petroleumdampfers „Notre Dame d'Afrique" eine heftige Explosion. Sieben Personen wurden verwundet. Das Schiff ist in der Nähe des Hafens untergegangen.

Die doppelte Menge Brot auf Brotkarten. Wie der Gemeindevorstand von Hindenburg in Oberschlesien bekanntgibt, wird von nun an in den dortigen Milchverkaufsstellen ein Sparbrot zum Verkauf gelangen. Es besteht zur Hälfte aus Roggenmehl, ein Viertel aus Kartoffel- und ein Viertel aus Maismehl. Die Ersparnis von Roggenmehl, die hierbei gemacht wird, ermöglicht es, auf die Brotmarken die doppelte Menge Brot verkaufen zu können. Der Preis für ein Pfund ist auf 25 Pfennig festgesetzt.

Des rumänischen Königs Osternacht. Der König von Rumänien hat auch in diesem Jahre jenem alten Osterbrauche gehuldigt, an dem der verstorbene König Karol bis in sein hohes Alter, trotz der damit verbundenen Beschwerden getreulich festgehalten hat. Wenn nämlich andere Sterbliche der rumänischen Landessitte gemäß nach der Auferstehungsfeier in der Nacht vom Ostersonnabend zum Ostersonntag sich zu Tisch setzen, um gegen 3 Uhr des Morgens bei Speise und Trank sich's gemütlich sein zu lassen, so kann der König allein nicht solch behaglicher Osterfeier sich hingeben. Er muß mit der brennenden Osterkerze von der Kirche zu den Soldaten. Eine Kaserne nach der andern besucht er in der Osternacht und eröffnet nach langem Fasten persönlich die erste fette Mahlzeit seiner Soldaten. Dabei wird dann das rumänische Eierspiel erprobt. Jeder Soldat erhält hierzu zwei bunte Ostereier, der König auch.

Aus In- und Ausland.

Wien, 23. April. Den Besitz des Col di Lana haben die Italiener mit einem Verlust von 10 000 Mann bezahlt.

Haag, 22. April. Bei dem Untergang des niederländischen Dampfers „Lodewijk von Nassau", der auf eine Mine stieß, kamen fünf Mann um, 38 wurden gerettet.

Genf, 25. April. Ein Lyoner Blatt meldet, daß der französische General Arrivat auf dem Schlachtfelde gefallen ist.

Lugano, 20. April. Im Neapeler „Mattino" setzt Scarfoglio in einem von der Zensur zum größten Teil zerstörten Artikel auseinander, daß die Rede Sonninos die vollständige Programmlosigkeit der italienischen Regierung beweise.

Rotterdam, 25. April. Tuanschijui hat die Ministerpräsidentschaft und das neu errichtete Portefeuille des Krieges übernommen. Juanschikai erklärte sich bereit, dem neuen Ministerium die ganze Zivilgewalt zu übertragen. Man hofft, daß es dem Kabinett Tuanschijui der entschiedenen Republikaner gelingen werde, den Süden des Landes mit der Regierung zu versöhnen.

Paris, 19. April. In der Nacht zum Dienstag warfen 17 feindliche Flugzeuge auf Belfort Bomben ab.

Christiania, 25. April. Die Arbeiter-Organisation brach die Vergleichsverhandlungen in der Eisenindustrie ab, weshalb die gesamte norwegische Eisenindustrie-Arbeiterschaft feiert. Der Konflikt ist durch die angedrohte Aussperrung von Seiten des Arbeitgeber-Verbandes hervorgerufen worden. Die Arbeiterzahl beträgt ungefähr 18 000 Mann.

Stockholm, 18. April. Wie die lettische Zeitung „Lihdums" berichtet, hat die russische Regierung befohlen, sämtliches Zuchtvieh aus Livland und Estland fortzubringen. Damit erreicht die unerhörte Aushungerungsmethode der dortigen Bevölkerung ihren schrecklichsten Höhepunkt.

London, 25. April. Der holländische Dampfer „Berkelstroom" wurde von zwei deutschen Unterseebooten nach Untersuchung durch Geschützfeuer versenkt.

Newyork, 20. April. Die Amerikaner in Mexiko befinden sich in einer bedenklichen Lage, weil tatsächlich die gesamte Bevölkerung gegen sie Stellung nimmt. Carranza ist nicht imstande, seine Truppen im Zügel zu halten.

Washington, 23. April. Die amerikanischen Militärbehörden melden, daß es ihnen unmöglich sei, den Tod Villas zu bestätigen. Der ausgegrabene Körper sei nicht der Villas.

1. **„Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande!"**
2. **„Wer über das gesetzlich zulässige Maß hinaus Hafer, Mengkorn, Mischfrucht, worin sich Hafer befindet, oder Gerste verfüttert, versündigt sich am Vaterlande!"**

Der Krieg.

Wilson droht mit dem Abbruch der Beziehungen.

Die neue, kurz vor dem Osterfest überreichte Note der Vereinigten Staaten stellt sich im wesentlichen als Antwort auf die letzten Ausführungen der deutschen Regierung dar, in der Aufklärung über einige Schiffsversenkungen durch Torpedos oder Minen gegeben wurde. Im Vordergrunde steht dabei der Fall des französischen Kanaldampfers „Sussex", der am 24. März 1916, als er auf der Fahrt zwischen den Häfen Folkestone in England und Dieppe in Frankreich begriffen war, angeblich durch einen Torpedoschuß zerstört wurde. Die Regierung der Vereinigten Staaten, oder Präsident Wilson als Haupt dieser Regierung, sieht den Fall für vollständig geklärt an. Danach habe ein deutsches Unterseeboot den Dampfer „Sussex" angeschossen, wobei eine Anzahl Passagiere verunglückte, unter denen sich auch Bürger der Vereinigten Staaten befunden haben. Nach der Note war die „Sussex" nicht bewaffnet. Das Schriftstück sagt:

Nach sorgfältiger Prüfung der Note der Kaiserlichen Regierung vom 10. April bedauert die Regierung der Vereinigten Staaten sagen zu müssen, daß sie aus den Darlegungen und Vorschlägen dieser Note den Eindruck erhalten hat, daß die Kaiserliche Regierung verfehlte, den Ernst der Situation zu würdigen, die sich nicht nur durch den Angriff auf die „Sussex" ergeben hat, sondern durch die ganze Methode und den Charakter des Unterseebootkrieges wie sie zu Tage getreten sind infolge der während eines Zeitraums von mehr als 12 Monaten von den Befehlshabern der deutschen U-Boote uneingeschränkt gehandhabten Übung unterschiedsloser Zerstörung von Handelsschiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung.

Wenn der Fall „Sussex" ein einzelner gewesen wäre, meint Präsident Wilson, hätte man die eigenmächtige Übertretung der Befehle durch einen Offizier annehmen können. Aber die Regierung der Vereinigten Staaten sei durch Ereignisse der neuesten Zeit zu dem Schluß genötigt, daß es nur ein Fall, wenn auch einer der schwersten und betrübendsten sei, für die vorbedachte Methode und den Geist, womit unterschiedslos Handelsschiffe aller Art, Nationalität und Bestimmung zerstört werden, und die um so unverkennbarer geworden seien, je mehr die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote in den letzten Monaten an Intensität und Ausdehnung zugenommen habe.

Präsident Wilson und der unterzeichnende Staatssekretär Lansing kommen auf die verschiedenen Proteste der Vereinigten Staaten gegen die Unterseeboots-Kriegführung zurück, gegen die Erklärung eines Teiles der See als Kriegsgebiet. Neutrale Schiffe, sogar neutrale Schiffe auf der Fahrt von neutralem nach neutralem Hafen, seien ebenso wie feindliche Schiffe in ständig wachsender Zahl zerstört worden. Die Liste der Amerikaner, die auf so angegriffenen und zerstörten Schiffen ihr Leben verloren haben, sei von Monat zu Monat gewachsen. Die amerikanische Regierung habe große Geduld bewiesen, bis die Tatsachen unmißverständlich und nur einer Auslegung fähig geworden seien. Um so mehr sei Wilsons Regierung es einer gerechten Würdigung ihrer eigenen Rechte schuldig, der Kaiserlichen Regierung zu erklären, daß dieser Zeitpunkt gekommen sei. Es sei ihr zu ihrem Schmerze klar geworden, daß der Standpunkt, den sie von Anfang an einnahm, unvermeidlich richtig sei, nämlich, daß der Gebrauch von Unterseebooten zur Zerstörung des feindlichen Handels notwendigerweise, gerade wegen des Charakters der verwendeten Schiffe unter Angriffsmethoden, die ihre Verwendung naturgemäß mit sich bringt, gänzlich unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Menschlichkeit, den seit langem bestehenden und unbestrittenen Rechten der Neutralen und den heiligen Vorrechten der Nichtkombattanten. Die Note schließt:

Wenn es noch die Absicht der Kaiserlichen Regierung ist, unbarmherzig und unterschiedslos weiter gegen Handelsschiffe mit Unterseebooten Krieg zu führen, ohne Rücksicht auf das, was die Regierung der Vereinigten Staaten als die heiligen und unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechts und die allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit ansehen muß, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten schließlich zu der Folgerung gezwungen, daß es nur einen Weg gibt, den sie gehen kann. Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen. Einen solchen Schritt faßt die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem größten Widerstreben ins Auge, sie fühlt sich aber verpflichtet, ihn im Namen der Menschlichkeit und der Rechte neutraler Nationen zu unternehmen.

In den Anlagen zur Note wird das amerikanischerseits gesammelte Material mitgeteilt. Es bringt die bekannten Aussagen der Offiziere und einiger Passagiere der „Sussex", wie sie einen Torpedostreifen gesehen haben wollen, verbreitet sich über den Hergang der Katastrophe und die Gutachten amerikanischer Offiziere von den englischen und französischen Botschaften in London und Paris, nach denen die gefundenen Metall-Sprengstücke von einem deutschen Torpedo herstammen.

Die Antwort auf vorstehende Note ist seit einigen Tagen Gegenstand der Beratung im Großen Hauptquartier, wird aber wohl in allernächster Zeit fertiggestellt sein und dem amerikanischen Botschafter in Berlin zur Weiterbeförderung übergeben werden.

Ein unbefangener Zeuge im Fall „Sussex".

Der Schweizer Journalist Johann Niederöst, der jahrelang in England für englische und amerikanische Zeitungen geschrieben hat, gehört zu den geretteten Fahrgästen der „Sussex". Er hat seine Erlebnisse beim Untergang des Schiffes im Berner „Bund" geschildert und diese Mitteilungen jetzt durch Angaben ergänzt, deren Richtigkeit und Wahrheit zu beschwören er durch notariell beglaubigte Niederschrift sich bereit erklärt hat. U. a. bekundet Niederöst:

Am Tage des Unfalls hat keiner der Fahrgäste der „Sussex" davon gesprochen, daß der Dampfer einem Torpedo zum Opfer gefallen sei; erst am folgenden Tage glaubten die verschiedensten Leute alles mögliche, wie Torpedos und U-Boote gesehen zu haben. Die Schiffsleute, die mit mir das Leck besichtigten, äußerten sich dahin, daß der Unfall nur von einer Mine herrühren könne und ein Torpedo kaum in Frage komme. Von der „Sussex" wurde ich auf dem englischen Torpedoboot „Afridi" nach Dover zurückgebracht, von wo ich mich nach Folkestone begeben mußte. Dort wurden mir meine Papiere abgenommen. Als ich bei einer Vernehmung äußerte, daß nach meiner Meinung eine Minenexplosion vorläge und diese meine Meinung begründete, fuhr mich einer der Anwesenden, ein General, an: „Jedermann ist einig darüber, daß es ein Torpedo war, und Sie sagen, es ist eine Mine." Dann wurde ich auf das Bureau der Geheimpolizei geführt, wo ich eine Erklärung, die in roter Tinte geschrieben war, unterzeichnete, „daß nach meiner Ansicht die „Sussex" torpediert worden sei". Ich gab diese Erklärung am 26. März ab, nur um loszukommen, obgleich ich eigentlich diese Wahrnehmung nicht gemacht hatte. Am 29. März mußte ich diese Erklärung in Boulogne vor einem Notar wiederholen, unterschreiben und beschwören. Erst nachdem dies geschehen war, erhielt ich meine Papiere zurück und durfte meine Reise nach der Schweiz fortsetzen.

Ist auch dieser Zeuge in den Anlagen zu der neuesten amerikanischen Note genannt? . . .

*

Die Erfolge unserer letzten Luftschiffangriffe auf England.

Die deutschen Luftangriffe in der Zeit vom 31. März bis 6. April haben in England sehr bedeutenden Schaden angerichtet, wenn auch aus naheliegenden Gründen die englische Presse darüber nur sehr wenig berichtet hat. Sichere Nachrichten, die wir von unterrichteter Seite mitgeteilt erhalten, bringen Einzelheiten, die die Schwere des angerichteten Schadens noch nicht einmal voll erkennen lassen, da sich naturgemäß bei dem erschwerten Nachrichtendienst und der englischen Geheimhaltung immer noch manches verbergen läßt.

Bei dem Angriff auf London

selbst in der Nacht zum 1. April wurden die Docks, gegen die er sich in erster Reihe richtete, bei weitem am schwersten und wirkungsvollsten getroffen. Daneben wurden viele Brände und großer Schaden in der Great Eastern Street und in der Great Tower Street beobachtet, wo unter anderem eine Fabrik zerstört wurde: ebenso in der Mary le Bone Road. Es wurden Bomben in der Nähe der Towerbrücke und der London Bridge geworfen, wobei u. a. ein Dampfer schweren Schaden erlitt. Im Holland-Park wurde eine Fleugzeuganlage vernichtet, dabei einige Soldaten getötet und mehrere verwundet. Außerdem brannte ein Schuppen ab. In den Katharin- und London-Docks wurden mehrere Werkstätten verschüttet, so daß 350 Leute die Arbeit nicht wieder aufnehmen konnten. Auch wurden vier bewaffnete englische Handelsdampfer getroffen. In der Westindian-Farm wurden mehrere Luftabwehrgeschütze vernichtet. In Commercial-Dock wurden mehrere Schiffe und ein Eisenbahnmaterialschuppen schwer beschädigt. An der Tilburybrücke wurden mehrere Luftabwehrgeschütze außer Gefecht gesetzt und ein Schuppen zerstört. In Purfleet wurde eine Munitionsfabrik vernichtet. — In verschiedenen Orten

an der Mündung des Humber

wurden große Brände hervorgerufen. In der Nähe von Grimsby gelang es, eine Kaserne zu zerstören und eine Batterie zu treffen. In Grimsby selbst wurden umfangreiche Zerstörungen angerichtet. Die Gasanstalt, das Elektrizitätswerk und der Vorortsbahnhof haben sehr schwer gelitten. Außerhalb von Grimsby ist eine Munitionsfabrik zerstört und eine andere schwer beschädigt worden. Nicht minder schwer ist der angerichtete Schaden in den Sunderland-Docks gewesen. Hier haben besonders die Werftanlagen der Firma Swan, Swighart u. Richardson gelitten. Ein auf der Helling liegendes Schiff stürzte um und ein Kreuzer, der bereits vom Stapel laufen sollte, konnte schwer beschädigt werden. An den Kaianlagen wurden mehrere Schiffe beschädigt. Außerhalb von Sunderland sind mehrere Munitionsfabriken und Schuppen mit Material vollständig zerstört. Bei Middlesborough sind zwei große Schmelzöfen und ausgedehnte industrielle Anlagen erfolgreich mit Bomben belegt worden.

Auch in Edinburgh und Leith

ist der Schaden sehr groß. Kasernen, Munitionslager, Eisenwerke und andere Fabriken liegen in Trümmern. Zwei Munitionswerke sind in Flammen aufgegangen und zerstört worden. Die große Spritfabrik wurde durch Brandbomben getroffen und ist vollständig abgebrannt. Nachhaltigen Schaden erlitt auch die Eisenbahnstation. Ein Zug mit Material wurde vernichtet, in den Hafenanlagen sind mehrere Schiffe getroffen worden; ein englischer Viermaster wurde fast ganz zerstört, ein Transportdampfer mit Kriegsmaterial so schwer beschädigt, daß er die Reise nicht antreten konnte. — Nicht minder haben

die Orte an der Tyne-Mündung

gelitten. In Haxham ist eine Munitionsfabrik zerstört, bei Newcastle traf eine Bombe die Tyne-Brücke. Viele Werften und Hafenanlagen auf beiden Ufern des Tyne sind getroffen worden. Auf den Werften von Habborn und Gateshead sind eine ganze Reihe von Fabriken und Schiffsanlagen außer Betrieb gesetzt worden, oberhalb von Newcasile wurde die Munitionsfabrik von Ryton zerstört. Verschiedene Nachrichten wissen auch zu melden, daß Neubauten der britischen Marine getroffen worden sind, doch ist davon naturgemäß Näheres sehr schwer festzustellen.

Ueber die Wirkung der deutschen Zeppelinangriffe gehen dem „Berliner Tageblatt" Aeußerungen eines in Hull lebenden schwedisch-englischen Kaufmanns zu, die u. a. besagen, daß sich auf die Dauer die Geduld der Bewohner erschöpfe. Die Verheerung durch die Flugschiffe wirke verstimmend. Das Kriegselend habe angefangen, sein Haupt zu erheben.

Unruhen in Irland.

Der Chefsekretär für Irland, Birrel, gab im Unterhause bekannt, daß in Dublin schwere Unruhen ausgebrochen seien. Das Postgebäude sei gewaltsam eingenommen und die telegraphische Verbindung abgeschnitten worden. Soldaten seien während des Tages angekommen, die jetzt die Lage völlig beherrschten. Etwa zwölf Personen hätten ihr Leben verloren, darunter vier oder fünf Soldaten. Das Haus hielt darauf eine geheime Sitzung ab, um die Erklärung Asquith's entgegenzunehmen und darüber zu beraten.

*

Ein deutsches Flugzeug über Dover.

Das englische Kriegsamt veröffentlicht das folgende Telegramm vom 24. April:

Heute morgen um 11 Uhr 45 Minuten erschien ein feindliches Flugzeug über Dover und kreiste in einer Höhe von 6000 Fuß über der Stadt. Die Abwehrgeschütze eröffneten das Feuer und verjagten das Flugzeug, das keine Bomben warf.

Von deutscher Seite liegt über diesen Fliegerbesuch an Englands Kanalküste bisher keine Nachricht vor. Sollte die englische Darstellung, daß das Flugzeug keine Bomben warf, auf Wahrheit beruhen, so hat es sich anscheinend nur um einen Erkundungsflug gehandelt.

Luftangriff auf die Insel Oesel.

Der Chef des Admiralstabes der deutschen Marine läßt durch W.T.B. die nachstehende amtliche Mitteilung verbreiten:

Ein Geschwader von zehn deutschen Flugzeugen hat am 22. April die **russische Flugstation Papenholm** auf der Insel Oesel angegriffen und **mit 45 Bomben belegt**, wobei sehr gute Wirkung beobachtet wurde. Ein **russisches Flugzeug** wurde **zur Landung gezwungen.** Alle deutschen Flugzeuge sind trotz heftigster Beschießung unversehrt zurückgekehrt.

Die Insel Oesel ist dem Rigaischen Meerbusen vorgelagert und bildet einen starken Stützpunkt der russischen Flotte.

*

Mißglückter Flottenvorstoß gegen Flandern.

Amtlich. *WTB.* **Berlin**, 25. April.

Am 24. April morgens erschienen vor der flandrischen Küste zahlreiche englische Streitkräfte, aus Monitoren, Torpedobootszerstörern, größeren und kleinen Dampfern bestehend, welche anscheinend Minen suchten und Bojen zur Bezeichnung von Bombardementsstellungen auslegten. Drei unserer in Flandern befindlichen Torpedoboote stießen mehrfach gegen die Monitore, Zerstörer und Schiffsfahrzeuge vor, drängten sie zurück und hinderten sie an der Fortführung ihrer Arbeiten. Trotz heftiger Gegenwirkung sind unsere Torpedoboote unbeschädigt geblieben. Die englischen Seestreitkräfte haben die flandrische Küste wieder verlassen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Versenkte Schiffe.

Nach einer Lloydsmeldung ist der englische Dampfer „Parisiana" gesunken. Die Mannschaft wurde gerettet. In Lloyds Register findet sich nur ein Dampfer „Parisian" von 7548 Tonnen. — Wie weiter berichtet wird, sind die französische Bark „Chanaral" (2423 Tonnen) und der Dampfer „Feliciana" (4277 Tonnen) versenkt worden, ferner von einem österreichischen Unterseeboot der italienische Dampfer „Jozsef Agost Föherczcg".

Das französische Fischerfahrzeug Nr. 24 aus Trouville wurde von einem deutschen U-Boot durch Kanonenschüsse versenkt, ferner der britische Dampfer „Harrovian" (4309 Tonnen). Das gleiche Schicksal ereilte die norwegischen mit Bannware beladenen Schiffe „Glendoon" und „Papelera". — Wie aus Madrid gemeldet wird, wagen die Dampfer der Vierverbandsstaaten wegen der Unterseebootgefahr nicht, den Hafen von Barcelona zu verlassen.

Das Ende des Kreuzers „Scharnhorst".

Der Panzerkreuzer ging bekanntlich in dem Gefecht bei den Falkhlands-Inseln verloren und von der Besatzung konnte leider niemand gerettet werden. Trotzdem werden in der Öffentlichkeit immer wieder Gerüchte verbreitet, daß irgendein Geretteter ein Lebenszeichen von sich gegeben habe. Hierdurch wird bei einzelnen Angehörigen der Vermißten die trügerische Hoffnung erweckt, daß möglicherweise auch ihr Verwandter noch am Leben sein könnte und nur durch irgend welche Umstände daran verhindert sei, mit der Heimat schriftlich zu verkehren. Demgegenüber hat das Prisoners of War Information Bureau in London das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz ersucht, das Publikum nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß alle derartigen Gerüchte jeder Grundlage entbehren. Insbesondere ist die Annahme unzutreffend, daß in Kupferbergwerken auf den Shetland-Inseln Gefangene beschäftigt werden, denen der Verkehr mit der Heimat untersagt ist. Es gibt dort überhaupt keine Kupferbergwerke. Wir werden uns deshalb mit der schmerzvollen, aber auch erhebenden Gewißheit abfinden müssen, daß die ganze Besatzung des „Scharnhorst" für Deutschlands Ehre und Sicherheit den Ehrentod gestorben ist.

Gegen die widerlichen englischen Prisengelder

wendet sich das in Christiania erscheinende „Morgenbladet" unter der Überschrift „Die ersten Blutgelder". Die Prisengelder werden berechnet nach der Anzahl der getöteten feindlichen Soldaten und nach dem Werte der Beute. Sie gelten längst als häßliche Erinnerungen an eine vergangene barbarische Zeit, bis England sie jetzt wieder einführte. Sie sind zum ersten Male wieder von einem englischen

Prisenhof den Offizieren und der Mannschaft des bewaffneten Handelsschiffes „Cap Trafalgar“ für die Versenkung der „Carmania“ ausbezahlt worden. Die Gesamtsumme habe 37 000 Kronen betragen, wobei man den Wert eines getöteten deutschen Matrosen mit 100 Schilling berechnet habe. Auch in neutralen Ländern, sagt „Morgenbladet“, müsse man das Recht haben, zu fragen, was der Grund zu dieser Rückkehr zur „Barbarei“ aus den Tagen des Kaperkrieges sei. Hat es sich vielleicht als nötig erwiesen, britische Seeleute auf diese Weise aufzumuntern, ihre Pflicht gegen das Land und Reich zu erfüllen? Die neutralen Regierungen sollten sich veranlaßt fühlen, diese Sache von grundsätzlichen wie von praktischen Gesichtspunkten aus zu erwägen.

*

Holländische Klagen und Anklagen.

Rotterdam, 20. April.

Hier ist vor kurzem ein Vaterländischer Klub gegründet worden. Der „Rott. Cour.“ fragt nun die Leiter, ob die Vereinigung gegen deutsche oder gegen englische Übergriffe gerichtet sei? Bei dieser Gelegenheit zählt das Blatt die Lasten auf, die England den Holländern aufgebürdet hat, indem es schreibt:

Was ist England gegenüber von unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit übriggeblieben? Unsere Briefe, selbst die für unsere Kolonien, werden von unseren Schiffen geholt. Unsere Erzeugnisse können nicht mit unseren Schiffen verfrachtet werden, außer wenn England seine Zustimmung erteilt. Die Rohstoffe für unsere Industrie werden uns vorenthalten. Den Dünger für unseren Ackerbau können wir nicht bekommen. Unsere Industrie steht unter der Aufsicht englischer Agenten. Die dank unserer wirtschaftlichen Freiheit gegenüber Deutschland dort gekaufte Steinkohle, also unser Eigentum, wird von unseren Schiffen geholt. Es wird der Versuch gemacht, durch wirtschaftliche Zwangsmittel unsere Schiffe in den Dienst englischer Interessen zu stellen.

Das Blatt vermag aber nichts zu nennen, wodurch Deutschland einen Druck auf Holland auszuüben versucht hätte. Es ist darum erklärlich, daß der holländische Ministerpräsident geäußert hat, den Soldaten könne der übliche Urlaub nicht zugestanden werden; weil die Gefahren, die die Regierung zu Vorsichtsmaßregeln veranlaßten, noch nicht ganz geschwunden seien. — Nein, sie sind noch nicht geschwunden!

*

Zum Jahrestag der „Lusitania“-Katastrophe.

Newyork, 17. April.

Am 8. Mai jährt sich der Tag, an welchem die „Lusitania“ von einem deutschen U-Boot versenkt wurde. Aus diesem Anlaß plant die amerikanische Regierung eine besondere Kundgebung. Gestern wurde nämlich nach Europa nachstehende Meldung gekabelt:

Aus Anlaß des Jahrestages des Unterganges der „Lusitania“ wird Präsident Wilson an Deutschland eine Note richten, in der neue Garantien für die Sicherheit der amerikanischen Reisenden verlangt werden. In der Note werden 65 Fälle aufgezählt werden, in denen die Kommandanten von Unterseebooten die notwendigen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt haben sollen. Die Note ist nicht zeitlich befristet, soll aber Amerikas letztes Wort bedeuten.

Sicherlich wird die deutsche Admiralität diese „65 Fälle“ ebenso einwandfrei erklären können, wie die fünf Fälle, die sie am 10. d. Mts. erläutert und widerlegt hat.

*

Die Komödie von Marseille.

Am Karfreitag teilte die Agence Havas, das amtliche Depeschenbureau der französischen Regierung, der aufhorchenden Menschheit mit, daß am Tage zuvor russische Truppen in Marseille angekommen seien — zwei Transportdampfer voll! — Einige Stunden später wußte dasselbe Bureau zu melden, daß die angekommenen Truppen „Elite-Soldaten“ seien. Wiederum einige Stunden später wurde berichtet, daß Joffre in einem Tagesbefehl die russischen Bundesbrüder bewillkommnet und die russischen Fahnen begrüßt habe, „auf denen bald die glorreichen Namen gemeinsamer Siege stehen würden“. Dann setzte Reuter ein. Aus London berichtete er, daß die Freitag-Morgenblätter in London die Ankunft der Russen mit Jubel begrüßt hätten; daß das Ereignis bei der italienischen Presse eine Art fieberhaften Deliriums ausgelöst habe und daß selbst die Besonnenen unter ihnen in der Landung eine Demonstration der „Einheit der Front“ erblickten und den Beginn der angekündigten „Frühlings-Einheitsoffensive“. Nur der Pariser Vertreter des „Corriere“ in Mailand bemerkt vorsichtig, die Wirkung der russischen Landung bestehe hauptsächlich darin, daß sie „die Phantasie der Franzosen mit erneutem Vertrauen in den Endsieg“ erfülle. Noch vorsichtiger urteilt das Pariser „Journal“: Man könne diese Truppensendung nicht eigentlich als eine Verstärkung ansehen. Es handele sich vielmehr um eine Demonstration der vollkommenen Solidarität. „Die russische Armee zählt in ihren Reihen französische Artillerie und Flieger. Sie hat die Ärzte unseres Gesundheitsdienstes zu Rate gezogen und schickt uns als Unterpfand der engen Bundesgenossenschaft ihrerseits eine Anzahl ihrer Braven, die neben den Unseren kämpfen sollen.“

Am kühlsten ist die Nachricht in Deutschland aufgenommen worden, sie wird von berufener Seite wie folgt bewertet: Bei der Landung scheint es sich um eine klägliche Komödie zu handeln. Eine ernsthafte Unterstützung hätte man sicherlich hübsch geheim gehalten. Aber zu einer ernsthaften Unterstützung Frankreichs sind die Russen gar nicht fähig, und daß man in Paris auch diese Scheinunterstützung mit Begeisterung begrüßt, beweist schließlich nur, wie schlecht die Dinge stehen. — Dieses sachkundige Urteil trifft den Nagel auf den Kopf.

In hiesigen maßgebenden Kreisen ist man der gleichen Meinung wie die deutsche Presse, nämlich, daß es sich bei der Landung der Russen in Marseille lediglich um einen Theatereffekt handelt. Die deutsche Heeresleitung ist von dem Erscheinen der angeblich 2000 Mann starken Russenabteilung in keiner Weise überrascht. Die Landung hat keinen militärischen Wert.

Man war bei uns von der Abreise der Russen von Anfang an in allen Einzelheiten unterrichtet. Diese Abreise erfolgte zu einer Zeit, zu der man im Vierverbande noch bestimmt mit einer großen Frühjahrsoffensive im Westen rechnete. Dabei sollten auch die Russen eine, wenn auch nur komödienhafte Rolle spielen. Da der französische Offensivplan in Nichts zerflossen ist, können die Russen nicht mehr dem ursprünglichen Zweck dienen, sie sollen anscheinend jetzt nur auf die französische Volksstimmung wirken.

Nach französischen Blättern sind die in Marseille gelandeten russischen Truppen eine Division stark.

Die „Kölnische Volkszeitung“ erfährt aus der Schweiz zuverlässig, daß es sich bei den in Marseille gelandeten Russen um verkleidete Serben handelt.

Die Lage vor Verdun.

General Sarail und General Liautey wurden nach Paris berufen. Ihre Berufung dürfte mit einem demnächst in Paris stattfindenden großen Kriegsrat aller namhaften französischen Generäle im Zusammenhang stehen. Es soll die Frage beraten werden, wie dem weiteren Vordringen der Deutschen bei Verdun Halt geboten werden könnte.

Präsident Poincaré und Kriegsminister Roques weilten dieser Tage in Verdun, besuchten die Befestigungszone der Stadt, die Abschnitte an beiden Maasufern und hielten sich bei allen Armeekorps auf. Der Präsident lobte die Truppen und teilte Auszeichnungen aus.

Fast ohne Unterlaß dauerten die heftigen Kämpfe an der Westfront auch über die Feiertage an. Sowohl im Maasgebiet wie in den flandrischen Stellungen kam es zu harten Treffen, bei denen die Unseren die Vorstöße der Feinde blutig abschlugen und ihnen empfindliche Verluste beibrachten. Vor Verdun und an der Woevre-Ebene brachten die Franzosen riesige Truppenmassen ins Gefecht mit dem einzigen Ergebnis, daß diese mit jungen Rekruten aufgefüllten Formationen starke Einbußen erlitten.

Belfort mit Bomben belegt.

Belforter Zeitungen berichten, daß deutsche Flieger in der Nacht zum 17. April Belfort bombardierten. Es wurden sieben große Bomben, darunter eine Brandbombe, abgeworfen. Drei Personen wurden getötet, sieben verwundet. Der Sachschaden soll nur gering sein.

Vergeltungsmaßnahmen gegen Frankreich.

Fünf Eisenbahnwaggonladungen mit Paketen für Kriegsgefangene aus Frankreich mit etwa 4000 Sendungen für die Franzosenlager Holzminden und Ohrdruff sind aus Frankfurt nach Bern zurückgekommen. Die Zurückweisung der Sendungen ist, wie der schweizerischen Oberpostdirektion aus Berlin mitgeteilt wurde, als Repressalie gegen die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Nordafrika erfolgt, die noch immer von jeder Postverbindung mit der Heimat abgeschnitten sind. Die schweizerischen Postämter wurden angewiesen, für die genannten beiden Lager keine Sendungen mehr anzunehmen. Nach einer amtlichen deutschen Bekanntmachung ist jeglicher Postverkehr mit den drei Lagern Holzminden, Friedberg und Ohrdruff gesperrt.

Die gute Behandlung gefangener französischer Offiziere wird durch das französische Kriegsministerium anerkannt. Der französische Deputierte Stern hat bei dem Kriegsminister brieflich angefragt, ob es wahr sei, daß die in einem Fort seines Wahlkreises untergebrachten kriegsgefangenen deutschen Offiziere Badegelegenheit haben, daß sie zu ihrem Frühstück Weißbrot bekommen und daß ihre Zimmer sogar anständig möbliert seien. Der Kriegsminister hat darauf geantwortet, daß die deutschen Offiziere ebenso behandelt würden, wie die französischen kriegsgefangenen Offiziere in Deutschland.

*

Die überlegene deutsche Artillerie.

Der „Secolo“ bringt eine bewegliche Klage seines Pariser Mitarbeiters über die Stärke der deutschen Artillerie. Die Schlacht bei Verdun beweise immer mehr, daß die Deutschen einen Überfluß an Geschützen haben. So könnten sie, der Methode Napoleons folgend, Fußtruppen sparen und die größten Anstrengungen der Artillerie zuteilen. Dagegen hätten die Franzosen nicht die genügende Anzahl Geschütze und seien daher gezwungen, sich in der Verteidigung zu halten. Die schwere Artillerie der Deutschen sei durch ihre Anzahl und ihre Vollkommenheit furchtbar, und dabei habe die deutsche Erzeugung noch keineswegs ihren Höhepunkt erreicht. Nur wenn die Verbündeten imstande wären, in dem Wettkampfe der Geschütze als erste anzukommen, sei ihnen der Sieg sicher.

Das klingt nicht sehr ermutigend für die Franzosen, denen der Journalist dringend rät, größere Anstrengungen in der Munitionsherstellung zu machen. — Ratschläge sind billig.

*

Rußlands Vorbereitungen gegen Rumänien.

Nach Bukarester Zeitungen errichten die Russen in Beßarabien an der rumänischen Grenze Schützengräben. Diese ziehen sich den Pruth entlang bis Reni. Der Kriegsberichterstatter des Blattes „Minerva“ meldet, laut Aussage russischer Deserteure haben die Russen Novisielitza und Bojan geräumt. Die Bevölkerung wurde ins Innere des Landes abtransportiert.

Trapezunt von den Russen genommen?

Wie aus Rotterdam berichtet wird, ist in Petersburg die Einnahme von Trapezunt amtlich gemeldet worden. Die Truppen der russischen Kaukasusarmee hätten die Türken am 14. April am Karageri-Fluß geschlagen und unaufhaltsam verfolgt, bis ihr Widerstand gebrochen worden sei. Die Flotte hätte mit ihren Geschützen kräftig mitgewirkt und eine kühne Landung den Sieg vervollständigen helfen.

Das angeblich von den Russen besetzte Trapezunt ist der zweitgrößte Ort an der anatolischen Küste des Schwarzen Meeres. Es wird nur von Batum übertroffen. Die Einwohnerzahl wird auf ungefähr 40 000 Seelen geschätzt, wovon 21 500 Moslims, 9800 Griechen, 7000 Armenier, der Rest Fremde sind. Seine frühere große Bedeutung als Hauptplatz für den Karawanenverkehr nach Persien hat Trapezunt längst eingebüßt. Der Handel geht seit Jahren meist über Batum und dem Kaukasus. Immerhin hat Trapezunt eine gewisse Bedeutung; doch ist sein Fall, wenn er sich bewahrheiten sollte, auf die allgemeine strategische Lage ebenso wenig von irgendwie entscheidendem Einfluß wie der von Erzerum.

Ende des russischen Vormarsches im Kaukasus.

Selbst der Pariser „Temps“ muß zugestehen, daß die Russen die Garnison von Trapezunt nicht haben gefangennehmen können. Die Türken hätten den Platz freiwillig geräumt. Es sei auch nicht wahrscheinlich, daß die Armee des Großfürsten Nikolajewitsch über die Linie Trapezunt—Erzindjan—Dirbekir in westlicher Richtung hinausgehen werden. Sie würden dann in die sehr schwierige Gegend um Sivas geraten. Man müsse also annehmen, daß sie sich darauf beschränken werden, die Türken auf der anatolischen Hochebene festzuhalten und daß sie ihre Aktion südwärts dem Laufe des Tigris und des Euphrat folgend, richten werden. — Sehr hoffnungsfreudig klingen diese Auslassungen nicht.

Der Zar in Nöten.

Bei der kaiserlichen Parade über die Rekruten an der Südwestfront ereignete sich infolge eines kühnen Angriffs eines österreichischen Fliegers ein Vorfall von beispielloser Disziplinlosigkeit. Der Zar schritt mit General Brussilow die lange Rekrutenfront ab, als ein unbemerkt gebliebener österreichischer Flieger zahlreiche Bomben abwarf und auch einen Volltreffer auf die Truppenmassen erzielte. Die des Feuers ungewohnten Soldaten stürzten in wilder Flucht davon, wobei der Zar fast zu Schaden gekommen wäre. Die Peinlichkeit des Vorgangs wurde noch dadurch erhöht, daß der Zar selbst völlig die Fassung verlor. Er ergoß seinen ganzen Zornesanfall über den General Brussilow, der den Schutz gegen Fliegerangriffe ungenügend organisiert habe, und berief telegraphisch den eben verabschiedeten Iwanow ins südwestliche Hauptquartier zurück.

Feindlicher Flieger über Sofia.

Zwei Bomben waren es, die ein aus südöstlicher Richtung gekommenes Flugzeug auf die bulgarische Hauptstadt warfen. Aus sehr großer Höhe fielen die Bomben auf eine Vorstadt. Sie trafen ein kleines Wohngebäude und ein Schulhaus. Menschen wurden nicht getötet, der Sachschaden ist unbedeutend. Das Flugzeug warf gleichzeitig eine Anzahl Proklamationen ab, mit welchen der Feind der bulgarischen Öffentlichkeit den Fall von Erzerum bekannt gab, was überaus lächerlich ist, da ja den Bulgaren nicht bloß die Einnahme Erzerums, sondern auch die Besetzung von Trapezunt bereits bekannt ist. Die Bevölkerung lachte über die Proklamation. Dies beweist wieder einmal, daß sich das bulgarische Volk in keiner Weise einschüchtern oder von dem Wege ablenken läßt, den es sich für die Verwirklichung seiner nationalen Geschicke vorgezeichnet hat.

*

Der Krieg gegen Italien.

Wien, den 21. April 1916. Gestern nachmittag warfen sieben italienische Flugzeuge 25 Bomben auf Triest ab. Neun Zivilpersonen, darunter 5 Kinder, wurden getötet, 5 Leute verwundet. Das Salesianerkloster, in dessen Kirche 400 Kinder bei dem Gottesdienst waren, ist zerstört. Durch diesen Angriff hat der Feind jedes Recht und jeden Anspruch auf irgendwelche Schonung seiner Städte verwirkt. Der Nordteil der Stadt Görz stand unter lebhaftem Feuer aller Kaliber.

*

Die englische Niederlage im Irak.

Die verzweifelte Lage der in Kut el Amara eingeschlossenen Expedition des Generals Townshend treibt die englischen Entsatztruppen immer wieder zu Befreiungsversuchen, deren letzter aber wieder wie alle früheren unter großen Verlusten gescheitert ist. Die Türken melden darüber:

Nach heftiger Beschießung unserer Stellungen bei Felahie auf dem linken Tigrisufer griff der Feind am Mittag des 22. April mit einer halben Division an, die jedoch durch einen Gegenangriff nach zweistündigem Bajonettkampf geworfen und **unter Zurücklassung von etwa 2000 Toten zur Flucht** in ihre alten Stellungen **gezwungen** wurde.

Das starke Steigen des Tigrisflusses hinderte die Türken daran, den Feind zu verfolgen. Die Engländer gestehen zu, daß sich ihre angreifende Brigade nicht behaupten konnte. Zu ihrer Unterstützung angesetzte weitere Truppen hätten das überschwemmte Gebiet angesichts des heftigen Maschinengewehrfeuers der Türken nicht durchqueren können.

Also nicht nur, daß in Kut-el-Amara die auf 8000 Mann zusammengeschmolzene Expedition des Generals Townshend weiter eingeschlossen bleibt und der Erdrückung durch die türkische Umklammerung täglich entgegensieht, nein, auch die zum Entsatz ausgesandten englischen Truppen haben die Rolle des Angreifers mit der der Angegriffenen vertauschen müssen und die Türken spielen ihnen augenscheinlich übel mit.

Nach Berichten aus dem türkischen Hauptquartier büßte der Feind in der Schlacht von Beitissa, die auf dem rechten Ufer des Tigris geliefert wurde, und die mit einer Niederlage der Engländer endete, über 4000 Mann an Toten und Verwundeten ein, sowie 14 Maschinengewehre, und eine Anzahl Gefangene.

Kämpfe auf der Halbinsel Sinai.

Die Engländer melden Gefechte mit türkischen Vorhuten bei Katia, im Nordwesten der Sinai-Halbinsel, am 23. April. Ein türkischer Angriff auf den englischen Posten Dueidar sei abgeschlagen worden. Am Schluß des Berichtes aber gestehen die Engländer zu, daß sie das Dorf Katia, das von einer feindlichen Streitmacht von 3000 Mann mit drei Feldgeschützen angegriffen worden sei, hätten räumen müssen.

Die Lage in Ostafrika.

General Smuts behauptet, daß im nördlichen Deutsch-Ostafrika berittene Truppen des Generals Dewenter bei Lolkissarle am 4. April erfolgreich vorgegangen seien und in der Folge Umbugove und Salanga besetzt hätten. Die kleinen Garnisonen beider Orte seien teils gefangengenommen, teils vertrieben worden. Dann fährt der Bericht fort: „Am 17. April stieß man auf den Feind, der sich anscheinend bei Kondoa-Irangi, südwestlich des Kilimandscharo-Gebietes sammelt. Der Kampf dauert fort, die Regenzeit hat begonnen.“ Das heißt mit andern Worten: Die Schwierigkeiten des Feldzuges beginnen jetzt, wo die Engländer und Buren der deutschen Hauptmacht in einem für diese günstigen Gebiete gegenüberstehen. General Smuts hat an diesen Tagen denn auch schon dringend nach Verstärkungen gekabelt.

Aus Schlesien und den Grenzgebieten.

Breslau. Raubmordversuch. In der Nacht zum Ostersonntag wurde die Ketzerberg 5 wohnende, 20 Jahre alte Else Hübner von zwei jungen Männern überfallen, die an ihr einen Raubmord versuchten. Sie hat Verletzungen am Kopf und innere Beschädigungen davongetragen. Die Räuber haben ihr Armbänder und Ringe gestohlen und alles durchwühlt, um nach weiteren Wertsachen zu suchen. Die beiden Räuber sind festgenommen worden. — 16000 Mark gestohlen. In der Nacht zum 23. April ist einem Pferdehändler, der in einem Hause auf der Freiburgerstraße übernachtete, der Geldbetrag von 16000 Mark, den er in seinem Bett verwahrt hatte, während er schlief, gestohlen worden.

Beuthen OS. Königin-Luise-Brunnen. Auf Beschluß der Stadtverordnetenversammlung wird im Stadtpark hierselbst ein Königin-Luise-Brunnen errichtet werden, für den schon ein ansehnlicher Fonds vorhanden ist. — Ein Schwein gestohlen. Einbrecher statteten einem Hausgrundstücke in der Nacht in Chorzow einen Besuch ab und schleppten aus dem Stalle des Einwohners Wrystup ein feistes, gut gemästetes Schwein im Werte von 250 Mark. Auf dem Felde hinter diesem Grundstücke schlachteten es die Einbrecher ab. — Der Kaiser und der Oberschlesier. Dem Sohn Paul des Hausbesitzers Ludwig Studlik in Bobrek wurde das Eiserne Kreuz verliehen und vom Kaiser persönlich überreicht. Wie Studlik seinen Eltern berichtet, fragte ihn der Kaiser, woher er stamme. Als er sagte, aus Bobrek bei Beuthen OS., erwiderte der Kaiser: „Da war ich auch“. Dann fragte der Kaiser den Soldaten, auf welchem der verschiedenen Kriegsschauplätze es ihm am schwersten angekommen sei. Die frische Soldatenantwort lautete: „Es ist mir nirgends schwer gefallen, Majestät!“ Der Kaiser meinte dazu lobend: „Das ist gut, mein Junge!“

Bunzlau. Fürsorge des Fürsten Solms. Um dem Fleischmangel etwas zu steuern, hat Fürst zu Solms-Baruth auf Klitschdorf schon im Oktober v. J. einen erhöhten Abschuß von Rot- und Damwild in den Wildgattern und von Rehwild auf den Feldmarken angeordnet. Es soll durch diese wirtschaftliche Maßnahme in erster Linie für die schwer arbeitende Bevölkerung und solche Familien im unteren Queistal gesorgt werden, die ihre Lebensbedürfnisse nur von Tag zu Tag oder Woche zu Woche decken können. Es sind bis jetzt weit über 100 Zentner Fleisch, und zwar zu einem Drittel des Tagespreises abgegeben worden.

Freystadt. Schenkung. Die Firma E. A. Schroeter hat der Stadt 30000 Mark in 5prozentiger deutscher Kriegsanleihe geschenkt, und zwar 20000 Mark, um aus deren Zinsen Kriegswaisen unserer Stadt zu unterstützen, die weiteren 10000 Mark zum Bau einer Kleinkinderschule hierselbst.

Gleiwitz. Die alte Unsitte. Um Holz schneller zum Brennen zu bringen, benützte die Arbeiterfrau Josefa Bia, deren Ehemann im Felde ist, Petroleum. Die Kleider der Frau wurden in Brand gesetzt. In ihrer Todesangst zerschlug die Brennende die Fensterscheiben und sprang nun auf die Straße hinab, woselbst hilfsbereite Personen die Flammen löschten. Am Aufkommen der Schwerverletzten wird gezweifelt.

Glogau. 20000 Mark veruntreut. Die Buchhalterin Charlotte Schmidt hat sechs Jahre lang das Vertrauen ihres Chefs in der gemeinsten Weise mißbraucht und sich durch Führung falscher Lohnlisten und Buchungen einen Vermögensvorteil von 20000 Mark verschafft. Es wurden bei ihr noch etwa 10000 Mark gefunden. Von der Strafkammer wurde die Sch. zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Habelschwerdt. Eine folgenschwere Explosion ereignete sich in einer Stellmacherei in Wölfelsdorf, in welcher sich ein Benzolmotor in Betrieb befindet. Um den für den Motor nötigen Brennstoff anzuwärmen, stellte der Inhaber ein Gefäß mit Benzol auf den geheizten Ofen. Mit einer heftigen Detonation explodierte das Benzol und setzte den ganzen Raum in Brand. Der Meister und seine in der Nähe beim Frühstück sitzenden sämtlichen Familienangehörigen wurden von der brennenden Masse überschüttet und erlitten schwere Brandwunden. Drei der Verunglückten sind so schwer verbrannt, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird.

Hindenburg. Diebe wußten, daß der Kaufmann Kostka in der Guidostraße 7½ Seiten geräucherten Speck im Keller habe. Sie erbrachen daher den Keller, der den Speck barg, und nahmen den Vorrat mit. Der Wert des Räucherspecks stellt sich auf 300 M. Außerdem stahlen die Diebe noch eine Kiste Palminfett.

Kesselsdorf. Zur Besatzung der „Möwe“ gehörte auch der Oberheizer Josef Glaubitz aus Schmottseiffen, Sohn des dortigen Gutsbesitzers G., der gegenwärtig hier auf Urlaub weilt. Derselbe hat an allen Fahrten und Heldentaten des so berühmt gewordenen Schiffes teilgenommen.

Kohlfurt. Ein Totgeglaubter. Der frühere Bergarbeiter Richard Wonneberger von hier war als gefallen gemeldet worden. Erst jetzt, nach etwa Jahresfrist, teilte Wonneberger auf einer Postkarte mit, daß er in Sibirien als Kriegsgefangener weile.

Königswalde, Kreis Neurode. Vom Zuge getötet. Der Arbeiter Wilhelm Zeisbert wollte auf dem Bahnhofe noch vor Ankunft des Rangierzuges das Anschlußgleis der Firma Blank, Krause u. Co. überschreiten. Dabei kam er zu Fall und wurde vom Rangierzuge überfahren und getötet.

Kosel. Abgefaßte Diebe. Am Dienstag früh beobachtete der Zugführer eines auf Bahnhof Stadtwald haltenden Personenzuges zwei dem Arbeiterstande angehörende Männer, welche einen schweren Sack trugen. Als man den beiden näher ging, entfloh der eine in den Wald, während der andere samt dem Sacke abgefaßt werden konnte. In dem Sacke befanden sich das Fleisch eines frisch geschlachteten Schweines, sowie ein scharfes Beil. In dem Festgenommenen wurde der Zuchthäusler Matthias Nickel erkannt, der sich nun zu dem Geständnis bequemte, daß er mit dem entflohenen Genossen in Groß-Zyglin nachts vorher aus einem Stalle ein Schwein gestohlen und bald geschlachtet hatte. — Als Leiche gefunden. In einem Lagerraum der Urbachschen Brauerei wurde die Leiche des Gelegenheitsarbeiters Josef Owzarek aus Krzanowitz, die nach dem Grade der Verwesung mindestens 14 Tage dort gelegen haben mag, aufgefunden.

Bad Langenau. Ein aufregender Vorfall ereignete sich hier in dem Logierhause „Buckelmühle“. Mit starkem Getöse brach plötzlich eine Decke zusammen und verschüttete eine Stube, in der sich zwei Damen befanden. Eine der letzteren konnte noch schnell zur Seite springen, die andere Dame jedoch wurde unter den Trümmern vollständig verschüttet. Erst nach mühevollen Anstrengungen konnte die Verunglückte, die schwere Verletzungen erlitten hatte, befreit und durch ein Fenster in Sicherheit gebracht werden.

Laurahütte. Die Dummen werden nicht alle. Ein gutgehendes Geschäft bleibt die Kunst des Wahrsagens und des Kartenlegens, da ja die Dummen nicht alle werden. So erfreute sich eine in Laurahütte-Siemianowitz wohnhafte „Pythia“ eines derartig großen Zuspruchs, daß die Polizei eingreifen und dem Treiben ein Ende bereiten mußte.

Liegnitz. Schweinefleischhöchstpreise. Landrat Freiherr von Salmuth hat folgende Verordnung erlassen: Verkäufer und Händler, welche gewerbsmäßig geschlachtete Schweine ganz oder in Teilstücken verkaufen, dürfen folgende Höchstpreise nicht überschreiten: Bei Schweinen bis zu hundert Pfund Schlachtgewicht 1,40 Mark das Pfund, bei Schweinen bis zu 150 Pfund Schlachtgewicht 1,50 Mark das Pfund, bei Schweinen bis zu 200 Pfund Schlachtgewicht 1,60 Mark das Pfund, bei Schweinen über 200 Pfund Schlachtgewicht und bei Speckschweinen 1,70 Mark das Pfund. Zuwiderhandlungen gegen diese Vorschriften werden mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 M. geahndet. — Eine Schwindlerin und Diebin treibt gegenwärtig in Liegnitzer Uhrengeschäften ihr Wesen. Sie macht Bestellungen, gibt eine Adresse an, an welche die ausgewählten Waren zu schicken sind, und ersieht sich dabei die Gelegenheit, Diebstähle zu verüben. Sie hat auf diese Weise in mehreren Geschäften Uhren und Uhrketten gestohlen.

Löwenberg. Tot aufgefunden wurde die Handelsfrau Thiemann aus Welkersdorf, die im Gerichtskretscham zu Kunzendorf übernachtete.

Münsterberg. Vermächtnis. Der hier verstorbene Drechslermeister Lorenz Kolbe hat der Ortsarmenkasse ein Vermächtnis von 5000 Mark hinterlassen, dessen Zinsen alljährlich an arme Handwerker der Stadt verteilt werden sollen.

Neisse. Verhaftete Diebinnen. In dem Uhrengeschäft von Metzner erschien eine Frauensperson unter dem Vorgeben, Metzner möge nach der Berliner Straße Nr. 17 kommen, um dort bei einem Arzte eine Standuhr in Ordnung zu bringen. Gleichzeitig bat sie um Vorlegung einiger goldener Damenuhren zwecks Auswahl. Metzner willfahrte ihrem Wunsche, mußte aber, nachdem er ihr nur einen Moment den Rücken gewandt hatte, bemerken, daß von den vorgelegten 6 Uhren eine verschwunden war. Er forderte sofort die Person auf, die Uhr herauszugeben, da er sonst die Polizei benachrichtige. Hierauf gab denn auch die Diebin die Uhr wieder heraus. Kurze Zeit darauf erschien dieselbe Frauensperson mit einer Freundin in dem Uhrengeschäft von Karl Hillner. Sie boten daselbst eine goldene Damenuhr zum Kauf an. Dem Geschäftsinhaber kam die Sache verdächtig vor, weil beide Frauenspersonen schon am 25. März und die eine am 31. März je eine goldene Uhr zum Kaufe angeboten hatten. Er meldete den Vorfall der Polizei, welche die Frauenspersonen festnahm. Sie wurden als die angeblichen Näherinnen Hedwig Seeliger und Pauline Müller aus Breslau festgestellt. Beide sind verdächtig, mit den in Breslau und Liegnitz verübten Uhrendiebstählen in Verbindung zu stehen.

Neustadt OS. Auszeichnung. Dem Kaiserlichen Polizeiwachtmeister Theodor Antoschowitz ist für treues und mutiges Durchhalten bei der Verteidigung von Tsingtau ein chinesischer Orden und der Rang eines chinesischen Oberleutnants verliehen worden. Der Dekorierte ist zurzeit in japanischer Gefangenschaft. Er ist der Sohn des Hausbesitzers August Antoschowitz.

Prausnitz. Präparandie. Ein neuer staatlicher Präparandenkursus, für den bereits zahlreiche Anmeldungen eingegangen sind, ist für 1916 hier eingerichtet worden. — Die unter dem Vorsitz des Geh. Reg.- und Schulrats Schlemmer aus Breslau abgehaltene Abgangsprüfung bestanden 9 von 11 Zöglingen.

Oppeln. Aus dem Zuge gestürzt. In der Nähe von Scepanowitz stürzte ein auf der Urlaubsreise begriffener Landsturmmann namens Josef Paratsch aus Deutsch Piekar aus dem in voller Fahrt befindlichen Eisenbahnzuge, schlug auf das Nebengleis auf gerade in dem Augenblick, als ein anderer Zug die Stelle passierte, wurde von demselben überfahren und sofort getötet.

Reinerz. Jubiläumsspende. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Zentralbureaus der Hausindustrieorganisation für Handweberei in Schlesien wurden durch ihren Mitbegründer, Fabrikbesitzer und Stadtverordneten-Vorsteher Hanke, als Jubiläumsspende 40000 Mark verteilt. 25000 Mark sind für eine Unterstützungskasse für die Angestellten und Arbeiter bestimmt. Die Kirchen beider Konfessionen wurden bedacht, ebenso verschiedene Wohltätigkeitsanstalten.

Sagan. Vom Gymnasium. Zum Direktor des Gymnasiums ist der bisherige Oberlehrer am Gymnasium in Paderborn, Professor Franz Rosengarth ernannt worden.

Schweidnitz. Tödlicher Unfall. In Zirlau scheute das Pferd eines Gespannes des Gutsbesitzers Förster. Um sich zu retten, sprang der Genannte während der rasenden Fahrt vom Wagen und schlug mit solcher Wucht mit dem Kopf gegen einen Stein, daß er schwerverletzt und blutüberströmt in seine Wohnung getragen werden mußte. Dort ist der Verunglückte nach qualvollen Leiden nunmehr verstorben. — Das Wiedersehen im Kaiserpanorama. Das Kaiserpanorama war die Stätte einer freudigen Ueberraschung für zwei Frauen. U. a. wurde die Umgebung Verduns gezeigt, wo jetzt so heiß gestritten wird. Im Laufe der letzten 1½ Jahre lag vor und um Verdun so mancher schlesischer Soldat im Schützengraben und im Quartier. So war es natürlich, daß zwei Schweidnitzerinnen auf den Bildern aus dem Leben ihre Gatten wiedererkannten. „Da ist ja mein Mann“ — „Da ist auch meiner“ klang es plötzlich überrascht und bewegt von Frauenlippen. Die Freude teilte sich auch den übrigen Gästen mit, als hätte jeder etwas Gutes persönlich erfahren.

Slawentzitz. Vom Baume erschlagen. Der 50jährige Waldarbeiter Vinzent Schmidt aus Klein-Althammer wurde im Fürstlichen Walde beim Baumfällen von einem schweren Stamme getroffen und tödlich verletzt. Er wurde in das Krankenhaus gebracht, wo er verschied.

Striegau. Sturz aus dem Fenster. Auf dem Dominium in Häslicht stürzte der 7 Jahre alte Sohn des Pferdepflegers Fichtner aus einem Fenster in die Tiefe. Mit zerschmetterter Schädeldecke blieb er blutüberströmt liegen.

Stroppen. Diebischer Landbarbier. Der 18jährige Barbiergehilfe Walter Haber bediente im Jahre 1915 die Landkundschaft seines Meisters; bei dieser Gelegenheit verübte er wiederholt Diebstähle. Dem Postagenten in Groß Peterwitz entwendete er aus der Ueberziehertasche in der Wohnung eine Brieftasche mit 185 Mark, einem anderen Kunden stahl er während des Barbierens 10 Mark und einer Gastwirtin, bei der er Rasierkundschaft erwartete, aus der Geschäftskasse 5 Mark. Für diese drei Diebstähle hatte er sich jetzt vor Gericht zu verantworten. Er wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. — Apotheker Lutz †. Auf dem Felde der Ehre fiel am 10. d. M. der Apothekenbesitzer Erich Lutz von hier.

Sulau. Kirchliches. Nach längerer Vakanzzeit wird nunmehr die erste Pfarrstelle wieder neu besetzt werden. Pastor Wundrich aus Maliers, der vom Kirchenpatronat berufen wurde, wird am Montag, den 1. Mai, nachmittags 4 Uhr, durch den Superintendenten eingeführt werden.

Lodz. Todesurteile. Durch Urteil eines Feldgerichts wurden die russischen Staatsangehörigen Arbeiter Jan Slyk, Tischler Viktor Goluch und Schuhmacher Wladislaus Kuchna wegen verbotenen Waffentragens in Verbindung mit Raubanfällen zum Tode verurteilt und das Urteil durch Erschießen vollstreckt. — Ebenfalls zum Tode verurteilt und erschossen wurden die Arbeiter Wladislaus Rekawek und Leon Smorzensky.

Neuestes vom Kriege.

Erfolgreiches Seegefecht an der englischen Küste.

Amtlich. *WTB.* Berlin, 26. April.

Am 25. April mit Hellwerden haben Teile unserer Hochseestreitkräfte die Befestigungswerke und militärisch wichtigen **Anlagen von Great Yarmouth und Lowestoft** mit gutem Erfolge **beschossen.** Danach haben sie eine Gruppe feindlicher kleiner Kreuzer und Torpedobootszerstörer unter Feuer genommen. **Auf einem der Kreuzer wurde ein schwerer Brand beobachtet.**

Der „King Stephen“ versenkt.

Ein Torpedobootszerstörer und zwei feindliche Vorpostenschiffe wurden versenkt. Eins der letzteren war der englische Fischdampfer „King Stephen“, der, wie erinnerlich, sich seinerzeit weigerte, die Besatzung des im Seenot befindlichen deutschen Luftschiffes „L 19“ zu retten. Die Besatzung des Fischdampfers wurde gefangengenommen.

Die übrigen feindlichen Seestreitkräfte zogen sich zurück. Auf unserer Seite keine Verluste. Alle Schiffe sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Luftschiffangriff auf Ostengland.

Gleichzeitig mit dem Vorstoß unserer Seestreitkräfte griff in der Nacht vom 24. zum 25. April ein Marine-Luftschiffgeschwader die östlichen Grafschaften Englands an.

Es wurden Industrieanlagen von Cambridge und Norwich, Bahnanlagen bei Lincoln, Batterien bei Winterton Ipswich, Norwich und Harwich, sowie feindliche Vorpostenschiffe an der englischen Küste mit gutem Erfolge mit Bomben belegt.

Trotz heftigster Beschießung sind sämtliche Luftschiffe unversehrt in ihren Heimatshäfen gelandet.

Deutsche Marineflieger über Dünkirchen.

Flugzeuge unserer Marine-Feldflieger-Abteilung in Flandern haben am 25. April frühmorgens die Hafenanlagen, Befestigungen und den Flugplatz von Dünkirchen wirkungsvoll mit Bomben belegt. Sie sind sämtlich unversehrt zurückgekehrt.

Weitere Seekämpfe vor Zeebrügge.

Die bereits gemeldeten Vorpostengefechte vor der flandrischen Küste vom 24. April wurden am 25. April fortgesetzt. Dabei wurden durch unsere Seestreitkräfte ein **englischer Torpedobootszerstörer schwer beschädigt** und **ein Hilfsdampfer versenkt,** dessen Besatzung gefangen nach Zeebrügge eingebracht worden ist. Unsere Streitkräfte sind auch von diesen Unternehmungen unbeschädigt zurückgekehrt. Der Feind hat sich aus dem Gebiet der flandrischen Küste wieder zurückgezogen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

*

Französische Niederlage in den Vogesen.

Luftangriffe auf englische und französische Hafenplätze.

Nordöstlich von Celles (Vogesen) brachte uns ein sorgfältig vorbereiteter Angriff in Besitz der ersten und zweiten französischen Linie auf und vor der Höhe 542, bis in den dritten Graben vorgedrungene kleinere Abteilungen sprengten dort zahlreiche Unterstände. An unverwundeten Gefangenen sind 84 Mann, an Beute zwei Maschinengewehre und ein Minenwerfer eingebracht.

Abgesehen von anderen Fliegerunternehmungen belegte eins unserer Flugzeuggeschwader östlich von Clermont den französischen Flughafen Brocourt und den stark belegten Ort Jubecourt mit einer großen Zahl von Bomben. Zwei feindliche Flugzeuge sind über Fleury (südlich von Douaumont) und westlich davon im Luftkampf abgeschossen.

Deutsche Heeresluftschiffe haben nachts die englischen Befestigungs- und Hafenanlagen von London, Colchester (Black Water) und Ramsgate, sowie den französischen Hafen und die großen englischen Ausbildungslager von Etaples angegriffen.

Bei Schmerzen in den Gelenken und Gliedern sind Togal-Tabletten unübertroffen. Aerzte rühmen die zuverlässige Wirkung. In Apotheken zu M. 1,40 und M. 3,50.

Upton Sinclairs Hungerkur, oder: Das gelöste Geheimnis, wie man vollkommen gesund wird und bleibt. Von Dr. H. Starving. (30 Pf.) 5. Aufl. Leipzig, Hofverlagsbuchhandlung Edmund Demme. Upton Sinclair, der bekannte Schriftsteller, überrascht die Welt jetzt mit einer neuen Entdeckung: er hat das Geheimnis gelöst, wie man vollkommen gesund wird und bleibt. Sinclair hat jahrelang an nervösen Kopfschmerzen, Erkältungen, Rheumatismus, an Magenbeschwerden, an Nervenschwäche und Melancholie gelitten.

Kriegs- ✠ Chronik

11. April. Gegenangriffe der Franzosen gegen die von uns genommenen Stellungen vor Verdun südlich des Forgesbaches brachen zusammen. Die Zahl der unverwundet gefangenen Franzosen ist auf 36 Offiziere und 1231 Mann, die Beute auf zwei Geschütze und 22 Maschinengewehre gestiegen. Im Rabenwalde machten die Unsern weitere 222 Gefangene, südwestlich der Feste Douaumont nahmen wir weitere Befestigungsanlagen, machten Gefangene und Beute.

18. April. Im Kampfgebiet beiderseits der Maas nahmen niedersächsische Truppen im Sturm französische Stellungen und machten dabei 42 Offiziere und 1700 Mann, davon 1646 unverwundet, zu Gefangenen. — Entgegen französischen Zweifeln stellt die Oberste Heeresleitung fest, daß in den Kämpfen im Maasgebiet seit dem 21. Februar 711 französische Offiziere und 38 155 Mann gefangengenommen sind. — Im Suganatal machten österreichische Truppen 11 italienische Offiziere und 600 Mann zu Gefangenen.

19. April. Östlich der Maas fielen weitere französische Stellungen in deutsche Hände, wobei ein großer Teil der Besatzung im erbitterten Bajonettkampf fiel. Über 100 Mann wurden gefangengenommen und Maschinengewehre erbeutet. Auf der Combreshöhe drangen deutsche Patrouillen in die feindliche Stellung vor und brachten einen Offizier und 76 Mann Gefangene ein.

22. April. Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz ist im Hauptquartier seiner türkischen Armee in Mesopotamien am Flecktyphus gestorben.

23. April. Zehn deutsche Flugzeuge belegten mit gutem Erfolge die russische Flugstation auf der Insel Oesel mit 45 Bomben. Alle Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt. — In heftigen zweitägigen Kämpfen am Tigris wurden die Engländer bei einem Angriff von den türkischen Truppen in die Flucht geschlagen. Die Engländer ließen an beiden Tagen etwa 5000 Tote zurück. Die türkischen Verluste waren gering. An der Kaukasusfront wurde die Hälfte einer angreifenden englischen Truppe von zwei Bataillonen vernichtet.

25. April. Ein englischer Vorstoß zur See gegen die flandrische Küste mißglückte; deutsche Torpedoboote trieben die englischen Schiffe zurück.

Zum Tode des Marschalls v. d. Goltz.

Berlin, 22. April. Die Nachricht von dem Ableben des Freiherrn v. d. Goltz rief hier in allen Kreisen tiefe Trauer hervor. Die gesamte Presse des Inlandes und befreundeten und neutralen Auslandes widmet dem Entschlafenen warme Nachrufe. Denn v. d. Goltz hatte viel Bewunderer, aber keine Feinde.

Die Nachricht vom Hinscheiden des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz-Pascha, der in seinem Hauptquartier bei der türkischen Front an der Irakfront nach zehntägigem Krankenlager am Flecktyphus gestorben ist, hat in Deutschland um so schmerzlicher überrascht, als man erst kurz vorher von dem Tatendrange und der Lebensfrische des 73jährigen Marschalls zweier Kaiserreiche eine erfreuliche Bestätigung erfahren hatte: der tapfere Heerführer war beim siegreichen Sturmangriff auf die Engländer bei Kut-el-Amara mit dem Degen in der Hand selbst an der Spitze gewesen! Man kann hieraus schließen, daß die furchtbare Krankheit, der Marschall v. d. Goltz-Pascha kurz nachher zum Opfer gefallen ist, und die eine der traurigsten Begleiterscheinungen der Kriege ist, nicht selbst im Hauptquartier herrscht, sondern daß der ritterliche Feldherr sie sich bei dem Besuche erkrankter Soldaten zugezogen hat. Denn das war ja eine der hervorragenden Eigenschaften des geistvollen Strategen und entschlossenen Draufgängers, daß er sich stets eins fühlte mit den letzten seiner Soldaten und Kameraden, mit seinen „Kinderchen", denen er nicht nur Feldherr und Gebieter, sondern ein guter, treusorgender Vater war.

Freiherr v. d. Goltz war ein Menschenalter hindurch einer der ersten Militärs der Gegenwart. Im deutschen wie im türkischen Heere schon in Friedenszeiten zu den höchsten militärischen Stellen aufgestiegen, sandte ihn der Kaiser nach der Besetzung Belgiens als Generalgouverneur nach Brüssel. Als die Türkei in den Weltkrieg eintrat, wurde er zum Sultan als persönlicher Berater befohlen. Es litt ihn aber nicht lange in der türkischen Hauptstadt. Als die Engländer in Mesopotamien vordrangen, eilte der Marschall dorthin, wo es seinem Organisationstalent bald gelang, unter ungeheuer schwierigen Nachschub- und Verpflegungsverhältnissen den Feind nicht nur aufzuhalten, sondern in sehr gefährdete Lage zu bringen, ihn mehrfach zu schlagen. Sein tragischer Tod ist ein Heldentod im besten Sinne, denn nicht nur mit Feldherrntreue, sondern mit edelster Menschentreue gegenüber den ihm anvertrauten türkischen Truppen ist der Marschall dahingegangen. Und sein hoher Geist wird im türkischen Reiche fortleben und reiche Früchte dauernd tragen. Bekanntlich hatte v. d. Goltz von 1883 an über ein Jahrzehnt seiner besten Kraft der türkischen Armee gewidmet. Wenn seine Arbeit unter dem Regime Abdul Hamids an tausend Widerständen zu leiden hatte, so trat sie dennoch in dem Kriege mit Griechenland erfolgreich in Erscheinung. Als er 1909—1910 die von den Jungtürken erstrebte Wiedergeburt der türkischen Armee zu leiten unternahm, war zu vieles neu zu schaffen und wieder aufzubauen, um schon im Balkankriege vollendet dastehen zu können. Daß aber auch dieses kurze Jahr Goltz'scher Arbeit in dem türkischen Armeewesen trotz aller Mißerfolge die alten Tugenden der Soldaten des Sultans verstärkt und gefestigt hat, das zeigt der jetzige Weltkrieg und die berühmt gewordene Verteidigung der Dardanellen.

In Deutschland war v. d. Goltz natürlich ebenso eine volkstümliche Gestalt wie in der Türkei, wozu nicht zuletzt seine Unermüdlichkeit in der militärischen Jugendpflege beigetragen hat.

Mit v. d. Goltz-Pascha geht einer der hervorragendsten Männer des deutschen Reiches im Zeitalter Kaiser Wilhelms II. in die Ewigkeit. Auf den Tafeln der Geschichte wird er dauernd leben.

*

Colmar v. d. Goltz ist am 12. August 1843 zu Bilkenfeld in Ostpr. als Sohn eines Rittergutsbesitzers geboren. 1860 wurde er Leutnant. Im Kriege mit Österreich wurde er bei Trautenau verwundet. 1870 war er dem Oberkommando der 2. Armee (Prinz Friedrich Karl) zugeteilt und wirkte vornehmlich an der Seite des späteren Generalfeldmarschalls Grafen Häseler, wobei er das Eiserne Kreuz erhielt. Nachdem er von 1883—1895 in der Türkei als militärischer Lehrer des Offizierkorps tätig gewesen war, trat er in die preußische Armee zurück und wurde zuerst Divisionskommandeur in Frankfurt a. O., dann Generalinspekteur der Ingenieure und Pioniere, schließlich 1902 Kommandierender General des 1. Armeekorps in Königsberg und 1907 Armeeinspekteur der 5. Armeeinspektion. 1903 wurde er Generaloberst und 1911 Generalfeldmarschall.

Vor neuen Entscheidungen.

Das Osterfest liegt hinter uns, der Mai steht vor der Tür, und wenn nicht alles täuscht, gehen wir bei Freund und Feind einer Zeitspanne äußerster Kraftanstrengungen entgegen. Im Vierverband gärt und brodelt es an allen Fronten. Seine Frühjahrspläne sind zwar durch unsere Offensive gegen Verdun in arge Verwirrung geraten, aber trotzdem soll und muß natürlich „etwas" geschehen, um die zuversichtliche Stimmung unter den Entente-Völkern nicht mählich einschlafen zu lassen; mit der Einnahme von Trapezunt ist schließlich kein besonderer Staat zu machen, die Besetzung eines Gipfels in den Tiroler Bergen — unter hunderten — bringt die Italiener ihrem heißersehnten Ziel auch nicht um einen Schritt näher, und bei aller Tapferkeit und Zähigkeit, mit der die Franzosen dem Verlust ihrer Maasfestung zu wehren suchen, kommen sie doch aus der Defensive nicht heraus — und man hatte für den Beginn des dritten Kriegssommers ungleich mehr von ihnen erwartet! Also gilt es, die Möglichkeit eines großen Schlages zu erspähen, im Osten oder im Westen, an der englischen oder an der französischen Front, und ein Kriegsrat löst den andern ab, auf daß der rettende, der erlösende Gedanke sich vielleicht doch einmal einstellt, der Punkt sich finden läßt, von dem aus man das unüberwindliche Wehrgebäude der Mittelmächte aus den Angeln heben kann. Den Zivilministern des Vierverbandes ist inzwischen die Aufgabe zugefallen, die Ungeduldigen zu besänftigen, die lauten Schreier zur Ruhe zu bringen und dem kindlichen Glauben, als wäre man schon dem Ende des Krieges nahe, nach Möglichkeit entgegenzuwirken. In diesem Sinne ist der italienische Minister Barzilai, der Mann der noch immer „unerlösten Provinzen", seinen Kollegen in Paris und London mit gutem Beispiele vorangegangen. Auf einem in Rom veranstalteten Pressemahl verbreitete er sich über die hohe Bedeutung der Tagespresse in gegenwärtigen Augenblicken, wo die ganze Existenz des Landes verpfändet, alle moralischen und materiellen Güter Italiens auf dem Spiele ständen. Die Presse sei verpflichtet, in stärkerem Maße im Volke den Geist der Vorsicht und des Aushaltens zu verbreiten angesichts der Enge und der Steilheit des zurückzulegenden Weges. Die Presse müsse das Land zu einem Widerstand erziehen, der, je hartnäckiger er sei, um so sicherer zum Siege führe. Nur dürfe man sich nicht der Hoffnung hingeben, daß der Konflikt bald beendet sei.

Herr Barzilai war vor dem Krieg einer der lautesten Rufer im Streit: man sieht, er hat unterdessen einiges hinzugelernt. Ach ja, die Wege nach Trient und Triest sind eng und steil, während die Rückwege von Antivari, Giovanni di Medua und Durazzo mit echt italienischer Behendigkeit bewältigt werden konnten. Aber die ganze Existenz des Landes ist nun einmal verpfändet, also muß durchgehalten werden bis Cadorna das schlechte Wetter endlich überwunden hat. Ein Seitenstück zu diesen besinnlichen Mahnungen und Warnungen bietet ein Aufsatz des Vorsitzenden des Finanzausschusses der französischen Kammer, der von der Überzeugung eingegeben ist, daß die französische öffentliche Meinung sich phantastischen Anschauungen über die Kriegsentschädigung, die Deutschland zahlen müsse, hingebe: „Die phantastische Hoffnung, daß Deutschland sämtliche Kriegskosten bezahlen könne, kann heute kein verständiger Mensch mehr haben. Diese Möglichkeit hätte nur bestanden, wenn der Krieg kurz gewesen wäre. Mit solchen kindischen Hoffnungen betrügt man nur das Land, das eines Tages furchtbar erwachen wird. Nimmt man selbst an, daß der Feind vollkommen vernichtet wird — ein Ergebnis, auf das zu hoffen ja nicht verboten ist —, so ist es doch nicht möglich, daß die sieben verbündeten Völker vollkommenen Ersatz ihrer Kosten erhalten. Diese Kosten betragen ja Hunderte von Milliarden. Eine solche kolossale Summe kann der Besiegte nicht zahlen. Unser Volk muß vor allen Dingen mit seiner eigenen Kraft rechnen, wenn man die Wiederaufrichtung der Finanzen und das Wiederaufleben des wirtschaftlichen Lebens beabsichtigt. Das Problem ist allerdings leicht gestellt, aber schwer beantwortet."

Auch bei uns, gestehen wir es nur offen, wiegt sich noch mancher in falschen Vorstellungen über die Dauer des Krieges, über die weiteren Möglichkeiten seiner Entwickelung, über die Friedenssehnsucht unserer Gegner. Wir kämpfen bald zwei Jahre gegen eine Welt von Feinden, und es ist uns wahrlich, von der Einmischung Englands an bis zum Verrat des einstmaligen italienischen Bundesgenossen, nichts erspart geblieben. Trotzdem will es fast scheinen, als hätten wir den Kelch bitterer Erfahrungen noch immer nicht bis zum Grunde geleert. Bewahren wir uns, bei allen schönen und stolzen Erfolgen der deutschen Waffen, unsere Nüchternheit, schärfen wir den Blick für neu auftauchende Gefahren und verfallen wir nicht in Selbsttäuschungen, die unserer Widerstandskraft nur abträglich sein können. Wir werden das Fürchten nicht lernen, auch wenn die ganze Welt voll Teufel wär! Aber darüber müssen wir uns klar sein, daß es jetzt gelten wird, alle Kräfte zusammenzunehmen, um den neuen und mit gesammelter, ja vielleicht auch mit vermehrter Macht unternommenen Ansturm unserer Feinde ebenso siegreich zurückzuschlagen wie seine bisherigen Versuche zur Erschütterung unserer ehernen Fronten. Je schwerer der Kampf, desto größer der Lohn. Halten wir weiter fest und geschlossen zusammen. Keiner Gewalt der Erde kann es dann gelingen, sich gegen unsere heilige und gerechte Sache durchzusetzen.

Marsch durch den Urwald des Zaren.

Von M. R. Mann [im Felde].

Die Batterie geht hinüber nach dem Westen. Noch nie sind die Leute so fidel gewesen wie auf diesem Marsch, nun sie endlich aus den vermaledeiten Sümpfen heraus sind. Selbst die Pferdchen laufen flotter als sonst. Und ist doch manchmal übel bestellt gewesen um den Hafer in letzter Zeit, wenn, bei dem ewigen Vorrücken, die Kolonnen nicht herangekommen waren! Alles freut sich auf Frankreich. Was die Kerls doch für Lieder ausgraben! „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus" singen sie. Ein alter Reservist, Jahrgang 1900, hat wohl den Anfang gemacht, in Erinnerung an die Tage, da er selbst noch jung und hübsch und Rekrut war. Damals sang man's ... Vorüber geht es an einem gewaltigen Proviantmagazin, einer Ausgabestelle von Vorräten für die benachbarten Truppenteile. Ein paar Baracken; das meiste aber lagert hochgestapelt und wohlverpackt im Freien. Das Magazin liegt auf einem Hügel, von dem man einen wunderbaren Ausblick über die Ebene ringsum hat. Aus allen Richtungen der Windrose, so weit das Auge reicht, sieht man Kolonnen heranziehen und andere abrücken. Vieh wird angetrieben; die Korpsschlächterei ist auch auf dem Hügel. Die Ebene wandelt sich in Bruchland. Dünne Birkenstämmchen und üppigere Ulmen wachsen aus schwarzem Moor, so weit man sehen kann. Die Straße ist breit und gut. Kein Wunder, sie führt in gerader Linie zum Jagdschloß des Zaren. Und der Wald voraus, der schwarz den Horizont begrenzt, ist der berühmte Urwald von Bialowiesch. Wir alle kennen ihn von der Schule her; nicht aus der Erdkunde, wohl aber aus der Naturgeschichte. Denn dort gibt es bekanntlich die letzten vorsintflutlichen Wisente. Ob wir eins sehen würden?

Übrigens: Urwald. An tropische Urwälder würde man dabei wohl nicht denken dürfen. So üppig wie dort ist die Zeugungskraft der Natur bei uns nicht. Was man so Urwald nennt, wird bei uns, im östlichen Europa, im Grunde nichts sein als ein schlechtgepflegter Wald.

Die Moore heißen hier Bagnos. Nach zwei, drei Stunden sind wir durch sie hindurch und treten in den Wald ein. Immer auf breiter, schöner, trockener Straße, auf der das Automobil des Zaren und seiner Gäste in beliebiger Fahrt dahinrollen konnte. Wo immer wir in Rußland gewesen sind: gute Straßen haben wir nur im Bereich der Jagdschlösser des Zaren gesehen; in der Reichweite von Spala z. B. oder von Skierniewice, und jetzt hier. Da aber sind sie tadellos und selbst der Artillerie und dem andauernden Kolonnenverkehr ganzer Armeen gewachsen. Die Begriffsbestimmung des europäischen Urwalds, wie ich sie mitgebracht, stimmt doch nicht ganz. Der Wald von Bialowiesch ist einfach ein riesiger Sumpfwald. Ehedem wird es viele ähnliche gegeben haben, u. a. auch im Germanien des Tacitus. Anderwärts hat man das Wasser abgeleitet und den Sumpf ausgetrocknet, hier nicht; und der Sumpf verhinderte schulgerechte Holzwirtschaft, ganz abgesehen davon, daß es an der Möglichkeit des Abtransports geschlagener Hölzer gefehlt haben wird. Die gleichen Wälder gibt es oft in Rußland, wenn auch vielleicht nicht von dieser Ausdehnung. An den andern hat man indessen doch irgendwie herumgeknabbert; dieser hier ist in kaiserlichen Besitz geraten, und da hat man aus der Not eine Tugend gemacht, ihn sozusagen planmäßig sich selbst überlassen, und ein Jagdschloß hineingebaut, ziemlich in der Mitte des ganzen Waldreviers, dicht bei dem Orte Bialowiesch, der ihm seinen Namen gegeben hat.

Die große Schönheit des Parkes sind seine feierlichen, uralten, dicken, graubemoosten Tannen und Kiefern mit der edlen Senkung ihres Geästes. Zu Tausenden und aber Tausenden begleiten sie stundenlang die Straße. Dickes Unterholz darunter. Dann wieder tritt das eigentliche Bagno an den Weg heran und mit ihm niedriges Laubholz. Mitten im Morast, scheinbar unzugänglich, sieht man Jagdkanzeln. Ein paar Jagdhäuser. Wieviel Mühe mag der Bau der Straße gemacht haben? Alle hundert Meter läuft ein breiter Abzugsgraben über sie hinweg. Jeden von ihnen deckt eine massive Brücke mit wuchtigem kunstvollen Gußstahlgeländer. Das Geländer und die sauberen Werstpfeiler tragen den kaiserlichen Doppeladler.

Es ist bereits Sonntag Nachmittag, als wir durch Bialowiesch kommen. Den Ort haben die Russen bei ihrem Abmarsch noch gewissenhaft niedergebrannt; das Jagdschloß und den dazu gehörigen Bahnhof haben sie zum Glück in Rücksicht auf ihren kaiserlichen Herrn wohlwollend stehen gelassen. Wir fahren durch das Gatter und treten damit in das Allerheiligste, den eigentlichen Schloßbezirk ein. Unsere Erwartungen sind hoch gespannt.

Rechts liegt der Bahnhof. Nanu? Wenn das Jagdschloß nicht mehr wert ist! Zuckerbäckerstil. Weißgestrichene Holzarchitektur. Ein Gelegenheitsbahnhof für irgendeine Ausstellung oder ein Sängerbundesfest. Allenfalls für einen Rennplatz. Nichts Ernsthaftes. Nichts Kaiserliches.

Und das berühmte Jagdschloß ist nicht anders. Da tritt es aus den Bäumen hervor! Ein mäßig großer Ziegelrohbau mit Sandsteinverblendung, ein paar Erkern, Türmchen, Dachreitern, jedes davon immer schöner als das andere. Große Terrasse und ebensolche Freitreppe. Kein Landsitz. Kein Waldhaus. Schweizer Hotelstil aus den achtziger Jahren. Eine Protzenbude. Als Besitz etwa des deutschen Kaisers kaum denkbar. Wir alle hätten dem Zaren und seinen Architekten mehr zugetraut.

Ringsum Gebäude für Dienerschaft und Gäste. Und wundervoller Park. Das schönste ist unmittelbar neben dem Schloß eine Gruppe weitästiger uralter Eichen, die einen freien Platz umrahmt. Am Rande steht ein Altar für Feldgottesdienste.

Ja, Sonntag! Wann werden wir wieder einen zu Hause feiern? Werden wir überhaupt wieder einen zu Hause verbringen dürfen? Nun es nach dem Westen geht?

Beim Korpsstab.

Beobachtetes von M. R. Mann (im Felde).

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Welches die wichtigsten Leute bei einem Korpsstab sind? Merkwürdig, daß solche Frage überhaupt erst aufgeworfen werden kann! Über die Antwort kann doch eigentlich gar kein Zweifel bestehen. Die wichtigsten Leute bei einem Korpsstab sind der Kommandant des Hauptquartiers und der Verpflegungsoffizier.

Der Kommandant des Hauptquartiers ist der Quartiermeister des Stabs. Von ihm, seiner Geschicklichkeit und seinem Wohlwollen hängt es ab, wie das Ganze des Generalkommandos und wie der einzelne untergebracht wird. Steht Quartierwechsel in Aussicht, so saust er auf seinem Auto voraus. Das Sausen ist natürlich mit den durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen Einschränkungen zu verstehen. Auf russischen Landstraßen bleibt er dabei unter Umständen ein halb Dutzend mal stecken oder liegen. Aber das ist seine Sache, wenn er nur schließlich weiter kommt. Er muß weiter kommen. Besteht die Möglichkeit, daß er liegen bleibt, so taugt er eben nicht als Kommandant des Hauptquartiers. So etwas gibt es für den nicht.

In früheren Kriegen ritt er. Das ist vorüber. Wenn überhaupt verlegt wird, wird ordentlich, d. h. gleich ein ganzes Stück auf der Landkarte nach vorwärts oder seitwärts verlegt. Und wenn der Vertrauensmann des Generalkommandos einmal um diese Strecke vorauseilen, und dann auch noch das neue Unterkunftsgebiet auf die besten Quartiere hin gewissenhaft absuchen soll, so würde er auch als der flotte Kavallerieritmeister, der er zu sein pflegt, auf seinem Gaul nicht weit kommen.

Unter Umständen, nämlich im Stellungskrieg, liegt das Generalkommando wochen- ja monatelang auf demselben Fleck. Aber schließlich heißt es doch einmal: weiter!

Über den neuen Unterkunftsbereich des Korps befindet das Armeeoberkommando. Die Frage steht natürlich in engstem Zusammenhang mit der Verwendung des Korps, die ja vielleicht als Armeereserve und nicht am Feind erfolgen kann. Wenn das Korps am Feind bleibt, so ist die Einteilung des Unterkunftsraums im Großen und Ganzen gegeben. Was die Stäbe anlangt, so liegen die Brigadestäbe ganz vorn, hinter je zweien von ihnen ein Divisionsstab, und hinter den Divisionsstäben das Generalkommando. Das muß so gut wie nur möglich untergebracht werden. Seine Arbeit muß zum guten Teil im Quartier erledigt werden. Die Zeit, wo der Feldherr auf einem Feldstuhl vor seinem Zelte am Lagerfeuer die Karte studierte, ist eben auch längst dahingegangen. Vielleicht gibt es noch immer Generale, Generalstabschefs und Generalstabsoffiziere, die das an sich allenfalls könnten. Aber sicherlich gibt es nicht Feldstühle genug für das Kartenmaterial, das sie brauchen. Außerdem regnets manchmal, oder es schneit. Kurz und gut, die Herren müssen unter Dach und Fach sein und es dort bequem und ruhig haben. Ihre Arbeit ist nicht unbeträchtlich. Der Stab ist das Hirn der Truppe; und das Generalkommando beim Korps die Zentralinstanz, ohne deren pünktliche, stille Arbeit auch die größte Aufopferung der nachgeordneten Instanzen versagen muß. Auch die Schlachten werden heute, wie bekannt, vom Quartier aus geleitet.

Auch unter Nahrungssorgen darf der Stab nicht leiden. Wenigstens nicht, soweit es irgend zu vermeiden ist. Dafür ist der Verpflegungsoffizier gut. Er muß die Gabe haben, einen großen Wirtschaftsbetrieb zu leiten, und ist daher meist Reserveoffizier, der von Berufs wegen sich auf so etwas versteht. Im Zivil also Rittergutsbesitzer oder derlei.

Dem Kommandanten des Hauptquartiers unterstehen die Stabswache, die Ordonnanzen, der gesamte, sehr beträchtliche Troß. Er seinerseits untersteht dem Chef des Stabes. Der Verpflegungsoffizier gebietet über die Küchen, den Viehbestand — einiges Schlacht- und sogar Milchvieh ist meist unentbehrlich — und ähnliche schöne Dinge. Er seinerseits steht mit unter dem Kommandanten. Da von beiden Instanzen Wohl und Wehe, Befinden und Arbeitsmöglichkeiten des gesamten Generalkommandos abhängen, ist ihre Wichtigkeit für die Kriegführung offenbar, nahezu unbegrenzt. Das gesamte Korps ruht sozusagen auf ihren Schultern. Die Folgen wären nicht abzusehen, wenn der Stab obdachlos würde oder gar verhungern sollte . . .

Der kommandierende General ist im Felde ein König. Und wie ein solcher wenig sichtbar — die Mahlzeiten ausgenommen. Er betritt auf die Minute den Speiseraum, wo ihn, alles hinter seinem Stuhl, stehend erwartet. Die Stühle rechts und links von ihm sind zu seiner Verfügung. Wenn nicht besondere Gäste da sind, bittet er heute diese, morgen jene Herren, bei ihm Platz zu nehmen.

Irdischer Vertreter des Kommandierenden ist der Chef des Stabes, nicht zu vergessen natürlich auch den ersten Adjutanten des Korps.

Zum Korpsstab gehört ferner eine Anzahl selbständiger Kommandeure, wie die der schweren Artillerie, des Trains und der Munitionskolonnen, ferner der Korpsintendant, der Oberkriegsgerichtsrat, und nicht zuletzt der Generalarzt. Dazu kommt eine Reihe Ordonnanzoffiziere, die als Hilfsorgane des engeren Stabes, als Befehlsempfänger zur Vermittlung des Verkehrs mit dem Oberkommando usw. Verwendung finden. Zur engeren Tischgemeinschaft — dem „Kochloch" — gehören auch noch die Adjutanten der selbständigen Kommandeure, sowie Telegraphen- und Funkspruchoffiziere. Die Funkspruchoffiziere sind sehr umworbene Herren, sozusagen politische Autoritäten, auf Grund ihrer Vertrautheit mit sämtlichen Norddeich-, Poldhu- und Eiffelturmoffenbarungen. Alle Altersklassen und militärischen Rangklassen sind innerhalb eines Generalkommandos vertreten und so ist der Verkehr in seiner Mitte außerordentlich anregend. Der Ton innerhalb des Kommandos ist überaus nett und kameradschaftlich

Der Tag eines Kriegsberichterstatters.

(Von einem gelegentlichen Mitarbeiter.)

Rokitno-Sümpfe, im April.

Wieder jagen sich die Kiebitze. Daheim werden sie jetzt die ersten ihrer grünscheckigen Eier schlemmen. Hier gibt es ihrer in Menge, aber wir haben nichts davon. Wer soll sie suchen? Unsere Leute haben anderes zu tun, verstehen sich außerdem auch auf das Geschäft nicht — in den weiten tückischen Morästen! Und die Eingeborenen? Erstens sind keine da. Die paar alten Weiber aber, die trotzdem allenfalls doch noch aufzutreiben wären, sind auf das Eiersuchen ebenfalls nicht eingefuchst. Sie wissen gar nicht, daß man Kiebitzeier essen kann, geschweige denn, daß sie ein begehrter und gut bezahlter Leckerbissen sind. Nie ist jemand eingefallen, sie sammeln zu lassen und aufzukaufen, um sie etwa in den großen Städten auf den Markt zu bringen. Für so etwas ist diese schöne Gegend zu bahnlos und zu entlegen. Man sieht, im heiligen Rußland bleiben allerlei Schätze ungehoben.

Gestern war Gefecht. Die Russen haben angegriffen. Unsere Kavalleriedivision, die den Abschnitt hält und die Sumpfübergänge bewacht, hat sie abgeschmiert, wie der technische Ausdruck lautet. Ich war vorn. Alles in allem war die Sache nicht sehr erschütternd. Großes Schrapnelltanzen in den Lüften und Granateneinschläge im Morast mit Aufsprühen gewaltiger schwarzer Schlammfontänen. Ein ziemlich harmloses Vergnügen, das sich die Russen leisten. Doch wozu liefert Japan und wozu liefert Amerika Munition, wenn man sie nicht unter die Leute bringen soll? Unsere Artillerie hat nur wenig geantwortet. Sie hält an dem Grundsatz fest, nur auf sichere Ziele zu schießen. Die sind hier verdammt schwer auszumachen, und noch schwerer zu treffen. Ganz vorn lärmt Kleingewehrfeuer. Ein paarmal hämmern auch unsere Maschinengewehre. Dann haben die Russen wieder einen ihrer Pulks zum Sturm auf der sogenannten Straße herangetrieben. Kein erstklassiges Kriegsvolk, das uns hier gegenübersteht. Schlecht ausgebildete Leute von der neuen Armee; Soldaten wider Willen. Die Sibirischen waren anders! Die hier, sollen durch ihre Masse wirken; aber sie wissen nicht, wie sie sich zu verhalten haben. Auch, wer nicht gern Soldat ist, wird, sofern er nur seine Waffe zu führen weiß, wenn er erst ins Feuer kommt, leicht zum gefährlichen Gegner. Denn dann packt ihn der Mut der Verzweiflung. Aber er muß immerhin wissen, wie man's macht! Diese Unglücksmenschen haben es noch nicht gelernt. Sie werden durch die Nagaika vorwärts getrieben. Die eigenen Maschinengewehre bedrohen sie von hinten für den Fall ihres Weichens. Nun ist es soweit. Sie sollen sich auf den Feind stürzen! Doch wie an ihn herankommen? Da liegt Stacheldraht. Wie ihn entfernen? Der Angriff stockt. Die Leute sehen sich nacheinander um, ballen sich unwillkürlich zu Gruppen, bleiben verlegen stehen. Günstigstenfalls schießen sie wild, aber ziellos in der Richtung auf uns darauf los. Da hämmern unsere Maschinengewehre. Der Eisenhagel streicht sie ab. Schluß. Das lehmgelbe Elend!

Neben uns liegt Korps Y. Dort geht es ernster zu. Das Korps hält die große Straße, die durch die Sümpfe führt, und es hat einen ernsthafteren Gegner. Ich habe die Erlaubnis, mich zu ihm zu begeben. Doch hat die Sache einen Haken. Ich muß mit einer Kolonne hinüberwandern. Eine andere Beförderungsgelegenheit ist im Augenblick nicht vorhanden. Ein Feldpostamt zieht um. Das wird mich mitnehmen.

In der Luftlinie ists nicht viel über eine deutsche Meile bis an meinen Bestimmungsort. Aber durch die Umwege hinter der Front, die in diesem wegelosen Lande erforderlich sind, werden mehr als dreißig Kilometer daraus. Böse Aussichten! Denn es herrscht gewaltiger Verkehr hinten. Die Straße wird also überfüllt, und es wird kein Vorwärtskommen sein. Doch was hilft's? Im Felde kann man sich's nicht aussuchen; man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Auch als Kriegsberichterstatter.

Um 5 Uhr früh ist das Feldpostamt marschbereit. Eine Kolonne von etwa 30 Wagen. Nach den niedlichen grauen Feldpostwägelchen, wie man sie aus der Heimat kennt, sieht man sich vergeblich um. Die waren wirklich zu niedlich für russische Wege; sie sind längst dahin oder als unbrauchbar abgestoßen. An ihre Stelle sind elende Panjewagen mit kleinen struppigen Gäulen getreten, die aber beide mehr aushalten, als man ihnen ansieht. Der Feldpostmeister und die jüngeren Feldpostsekretäre erscheinen hoch zu Roß; neben dem Feldpostmeister läuft der schwarze zottige Hühnerhund, der ihn seit Reims begleitet. Drei ältere Sekretäre sitzen in einem vorsintflutlichen federlosen Landauer, der nun auch schon lange mit der Kolonne herumzieht. Auch der kleine Moritz ist da, — ein etwa 13jähriger Judenknabe aus Lowitsch, der sich als „Kriegsfreiwilliger" dem Amt angeschlossen hat, — und die kriegsgefangenen Rußkis zum Säckeschleppen, die mit breitem Grinsen jedem, der es hören will, versichern, daß es hier „Serr gutt!" ist. Moritz sieht urdrollig aus in seiner Postjacke, die ihm viel zu groß ist, der Mütze, die ihm auch über die Ohren fällt, und dem pfiffigen Gesicht darunter. Er wird mit einer Mark und etlichen Zigaretten wöchentlich fürstlich besoldet, ist eine Säule des Betriebs beim Amte und hofft stark, daß man ihn beim Frieden mit nach Deutschland nehmen wird. Lesen und Schreiben kann er allerdings leider nicht . . .

Ich überzeuge mich, daß meine Ordonnanz meine Sachen richtig verstaut hat. Richtig, da sind sie! Der Wäschesack, der Rucksack, der Schlafsack. Auch mein größtes Heiligtum ist zu meiner Genugtuung da, ein alter, halbkahler Besen, den ich irgendwo aufgetrieben habe. Er tut ausgezeichnete Dienste beim Säubern des Quartiers und ich werde sehr um ihn beneidet.

„Marsch!"

Aber das ist leichter gesagt, als getan. Kleine Wagen mit kleinen, aber zähen Pferden und malerischen Geleitsleuten. Endlos ist ihr Zug. Eine Stunde vergeht, ohne daß wir uns einfädeln können. Dann endlich, endlich kommt eine Lücke. Aber in demselben Augenblick schiebt sich auf unserer Seite der Straße eine Munitionskolonne zwischen uns und jene. Es ist also einstweilen nichts. Wieder eine endlose Viertelstunde. Dann ist es Gott sei Dank so weit und wir schwenken ein. Es hat bis morgens geregnet, ein kalter Wind fegt querfeldein, und die Straße ist aufgelöst. Alle drei bis fünf Minuten heißt es aus unbekannter Veranlassung „Halt!" Der Zug stockt; nach drei, fünf, zehn Minuten rückt er wieder an. Immer im Schneckentempo. Nein! Mit der Kolonne fahren ist nichts für nervöse Leute. Man wird verrückt dabei.

Einmal will der Trainunteroffizier, der den militärischen Geleitmann der Kolonne abgibt, den Versuch machen, auf einem Seitenweg die Bagagen zu überholen. Es ist ein neugefahrener Weg, der auf der Karte fehlt; vielleicht, daß er uns an die Spitze bringt. Es wird angetrabt, und nun geht es eine Weile ganz gut. Da mündet unser Weg in den alten zurück. Auf eigene Rechnung einen neuen nach vorn anzulegen, hindert uns ein Graben. Auf der freien Hälfte der Straße an den andern vorüber zu segeln, wäre gegen die Marschordnung. Die gehört dem Verkehr aus der entgegengesetzten Richtung. Wir müssen warten, bis diese den Weg, den wir abgetrabt, im Schritt hinter sich haben. Dann hat sich auch noch eine Munitionskolonne an sie angehängt. Und dann erst kommen wir . . .

Nie wieder! Natürlich nur, wenn es sich vermeiden läßt.

Nach 4 Uhr Nachmittags treffe ich an meinem Bestimmungsort, bei der zweiten Staffel des Hauptquartiers vom Korps G. ein. Einigermaßen gerädert, wie man mir ohne weiteres glauben wird, und zum Schlafen aufgelegt. Doch dazu gehört ein Quartier. Und außerdem ist noch lange, lange nicht Zeit dazu.

Ich stelle mich vor und erhalte Quartier angewiesen. Ein leerer Raum, den ich möblieren muß. Das wichtigste Möbel, dessen ich bedarf ist der Schreibtisch, der zugleich als Waschtisch dienen muß. Diesmal schwer zu schaffen; aber schließlich finden sich zwei Fässer und ein paar Bohlen, die man quer darüber legen kann. Mein köstlicher Besen tut in der flinken Hand meines Burschen seine Schuldigkeit: Stroh wird aufgeschüttet, um mir als Ruhestatt zu dienen. Gott sei Dank: es ist noch nicht gebraucht.

Wir packen aus. Vor allen Dingen das Waschzeug. Dann den Schreibkram. Ich mache mich manierlich und besuche dann die Herren von der Staffel.

Ein Glöcklein ertönt. Es ruft zum „Diner", d. h. zum gemeinschaftlichen Mittagessen. Es gibt Suppe, Gulasch und dazu einen Liebesgabensüßwein, der im Sommer so ausgezeichnet gegen die Fliegen ist. Denn sie stürzen sich auf die Neigen und liegen dann nach kurzer Zeit vergiftet auf dem Rücken.

Die Glocke hat schon weniger vornehme Tage gesehen, als jetzt, wo sie zu Hohem berufen ist. Wahrscheinlich war sie ehedem lediglich die Arbeitsglocke einer Fabrik. Jetzt hängt sie, als in der ganzen Armee bekanntes besonderes Wahrzeichen unserer Staffel, vor dem Quartier des Herrn Oberst und tut kund, wenn es im „Kasino" etwas zu essen gibt. „Läute, mein Glöcklein, nur zu!"

Um 8½ Uhr bin ich von Tisch zurück. Die Acetylenlampe wird entflammt. Die Karten werden ausgebreitet. Und nun kann es an die eigentliche Arbeit gehen. Die Arbeit für die Gazetten daheim. . . .

Und bist du nicht willig . . .

Man beginnt langsam die Maske zu lüften in London. Wie lange ist es noch her, daß die britische Regierung den Holländern versicherte, sie hätten von ihr und ihren gleich edlen und sittenreinen Verbündeten nicht das mindeste zu befürchten; alle ihre Anstrengungen seien gegen das deutsche Barbarentum gerichtet, aber die Rechte der Neutralen anzutasten, fiele ihnen nicht im Traume ein! Und jetzt wird den holländischen Reedern kaltlächelnd eröffnet, daß sie englische Kohle nur geliefert bekämen, wenn sie sich dafür verpflichteten, bestimmte Fahrten für Rechnung der Londoner Admiralität auszuführen, daß sie aber mit etwaigen Versuchen, sich mit deutscher Kohle aus der Verlegenheit zu helfen, kein Glück haben würden, denn man würde ihnen diesen Heizungsstoff einfach als Bannware von Bord nehmen — sie könnten dann zusehen, wie ihre Dampfer ans Ziel kämen. Das ist nicht offene Seeräuberei, bewahre! Aber man dreht die wächserne Nase des Völkerrechts wieder einmal nach eigenem Belieben herum, kitzelt die holländischen Reeder ein bißchen mit dem Dolch, ohne sie durch direkten Herzstoß gleich ins bessere Jenseits zu befördern, und setzt allen Bitten und Vorstellungen ein bedauerndes Achselzucken entgegen: man könne leider nichts dafür, der böse Feind zwinge zu rücksichtslosen Maßnahmen, die im übrigen nicht tragisch genommen werden dürften; die Holländer sollten nur guten Willen zeigen, es werde schon ihr Schade nicht sein.

Aber die Holländer sind offensichtlich nicht in der Stimmung, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie haben anscheinend die deutliche Empfindung, daß es ihnen diesmal an den Kragen gehen soll. Vielleicht hat man ihnen jetzt die Quittung präsentiert für die auffälligen militärischen Vorkehrungen der letzten Märztage, deren unmißverständlicher Sinn ja mit Händen zu greifen war. Den Glauben an die Harmlosigkeit der Pariser

Konferenz haben sie jedenfalls rasch verloren, und selbst der brave Amsterdamer „Telegraaf", der dem Vierverband über alle Unglücksfälle hinweg gutbezahlte Treue gehalten hat, wird jetzt wohl endlich ein Haar in der Suppe finden, die er seinen Lesern Tag für Tag zum Auslöffeln vorsetzt. Mit der holländischen Schiffahrt ist es vorbei, wenn die Haager Regierung gegen den tückischen Anschlag der Londoner Machthaber nichts auszurichten vermag. Daß sie sich ihm, mit oder ohne Protest, fügen könnte, darf nach der ohne jedes Besinnen eingenommenen Haltung des Handelsministers als ausgeschlossen gelten. Er gab den Direktoren der großen Reedereien deutlich zu verstehen, daß der niederländische Schiffsraum für die Bedürfnisse der niederländischen Regierung verfügbar bleiben müsse, und daß die Versorgung des eigenen Landes durch niederländische Schiffe nicht zu kurzkommen dürfe. Er sorgte auch für eine sofortige amtliche Mitteilung dieser seiner Willensmeinungen, deren Endgültigkeit damit besiegelt sein dürfte. Also würden die holländischen Reeder vor der Wahl stehen, ihren Schiffspark entweder stillzulegen oder zu versuchen, wie weit sie ihn mit Limburger Kohle versorgen könnten; was natürlich nur in sehr begrenztem Umfange möglich wäre und jedenfalls für die ausgedehnten Ozeanreisen gar nichts helfen würde. Man begreift, daß sie sich unter diesen Umständen in nichts weniger als rosiger Gemütsverfassung befinden. Auch ihre dänischen Geschäftsfreunde zeigen sehr begreifliche Spuren von Unruhe. Wie, fragen Sie, wenn Deutschland englische Kohle in gleicher Weise auf die schwarze Liste setzt, wie England die deutsche, was würde dann aus der neutralen Schiffahrt überhaupt werden? Eine nur zu berechtigte Frage, denn es kann natürlich gar nicht ausbleiben, daß die deutsche Admiralität zu den Anordnungen der britischen Regierung auch ihrerseits Stellung nimmt und selbst auf die Gefahr hin, dann wieder von den Londoner Langfingern mit dem Ruf: Haltet den Dieb! verfolgt zu werden. Aber die Neutralen haben selbstverständlich einstweilen den Vortritt; warten wir ab, wie sie sich diesmal, wo es wirklich bald ans Leben geht, ihrer Haut zu wehren gedenken.

So viel wird jetzt auch den Holländern klar sein, daß, wenn sie nicht willig sind, die Engländer Gewalt gegen sie brauchen werden. Mit kleinen Schlägen hat es angefangen, jetzt faßt man schon derber zu, und wenn das noch nichts hilft, wird man früher oder später auf's Ganze gehen. Die Niederlande stehen vor ernsten Entscheidungen; auch der geschicktesten Diplomatie wird es kaum gelingen, ihnen noch einmal aus dem Wege zu gehen.

Bunte Zeitung.

Filipescu über Nikolaus II. Der russenfreundliche rumänische Politiker, der sein Land gern an der Seite Rußlands in den Krieg treiben möchte, hat Bukarester Pressevertretern ein Bild des Eindrucks gegeben, den er von Nikolaus II. erhalten hat. Das Bild ist nicht schmeichelhaft für den Selbstherrscher aller Reußen: „Der Zar macht den Eindruck eines vollkommen zerrütteten Menschen. Unfähig, eine Frage durchgreifend zu erörtern, springt er von einem Thema zum andern. Beim Sprechen läuft der Zar immer erregt hin und her. An den Menschen sieht er vorbei. Der Zar spricht vom Kriege als von einem fürchterlichen Unglück, das Rußland betroffen hat. Trotz der sich oft bei ihm wiederholenden Versicherung, Rußland werde sich aufraffen und seine Feinde niederschmettern, spreche eine tiefe Mutlosigkeit aus dem Zaren. Hin und wieder merkt man dem Zaren eine gewisse Gereiztheit an. Die Audienz beim Zaren dauerte etwa eine halbe Stunde. In Gesellschaft des Zaren befand sich Rasputin, der auf jeden einen unangenehmen Eindruck machte. In seinen tiefliegenden Augen lodern böse Leidenschaften. Er unterbricht den Zaren öfters im Gespräch und führt das Gespräch fort, wenn der Zar stockt. Rasputin, der sich bald zurückzog, verstand trotz seiner anscheinenden Intelligenz sehr wenig von den geführten Gesprächen. Man gewinnt von dem sonderbaren Mönch nicht den Eindruck eines hervorragenden Menschen. Es ist unfaßbar, wie Rasputin auf den Zaren solchen Einfluß gewinnen konnte."

Ein Friedensschluß am 24. April. Am 24. April des Jahres 1745 wurde zu Füssen am Lech ein Frieden zwischen dem Kurfürsten Maximilian III von Bayern und Maria Theresia geschlossen. Dies geschah im Speisesaal des Gasthauses zur Post, und man versäumte nicht, daselbst ein Erinnerungszeichen an diesen Tag anzubringen. Ein die Stadt Füssen darstellendes Ölgemälde wurde mit dem bayrischen und österreichischen Wappen geschmückt und erhielt die folgende Inschrift, die uns beweist, daß der Friede manchmal doch schneller seinen Einzug hält, als man zu hoffen wagt:

„Europa singt der Freuden Lied,
Was man so bald geglaubet nimmer,
Geschahe doch, es wurde Fried',
Und zwar anheut in diesem Zimmer.
Hier wurde der tapferen Guelphen Haus
Mit Österreich gesöhnet aus.
Es grüne Bay'rn und dem nichts gleich,
Das höchste Haus von Österreich."

Füssen, den 24. April 1745.

Weiße Raben in Frankreich. Auf dem Wege über Italien erfahren wir von einem bemerkenswerten Beschluß französischer Lehrer gegen den Völkerhaß, der bisher in den französischen Zeitungen nicht hat veröffentlicht werden dürfen. Der Verein der Lehrer und Lehrerinnen in den Volksschulen des Seinedepartements erklärt, „daß die Aufreizung zum Chauvinismus, zum Haß der Völker, die gegen Frankreich im Krieg stehen, ein Programmartikel des öffentlichen Unterrichts zu werden trachtet; daß unsere Vorgesetzten uns zu überzeugen versuchen, es sei unsere Pflicht, diesen Zusatz zur Moral zu lehren, wie wir Kindesliebe, Rechnen und Erdkunde lehren: daß bereits die Verwaltung gegen Lehrer scharf vorgegangen ist, die sich weigerten, dieses neue Evangelium zu verbreiten. Der Verein erklärt, daß die Aufreizungen zum Haß ungesund und schädlich sind: ungesund, weil sie, indem sie sich an die niedrigsten und rohesten Triebe wenden, die Verneinung aller sittlichen Grundsätze sind; schädlich, weil sie die Dauer des gegenwärtigen Krieges verlängern und unausbleiblich neue Kriege veranlassen werden, indem sie zwischen den Völkern eine dauernde Feindseligkeit unterhalten".

Made in Germany. Ein Bremer Geschäft hat von einer deutschen Fabrik ein Schreiben erhalten, wonach diese bis zum Kriege einer der Hauptlieferer von Dents und Fownes in London gewesen ist. Ihre Handschuhe sind nur von London aus in Deutschland verkauft worden, weil die Kundschaft unbedingt englische Waren — made in Germany — haben wollte. Jetzt wird ihre Ware in Deutschland vertrieben. Hoffentlich sind die deutschen Käufer nun in diesem Falle wie in vielen anderen belehrt und lassen sich in Zukunft nicht wieder für gute deutsche Waren von ausländischen Firmen die alten Preise abnehmen, während sie alles in Deutschland selbst billiger bekommen können. Deutschland ist unbesiegbar nicht nur im Felde, sondern auch auf dem Warenmarkt, nur müssen die deutschen Käufer „deutsch" denken.

Ein weiblicher Fleischer. Fräulein Frieda Rödel, Tochter des Fleischermeisters Max Rödel in Ranis, dessen drei Söhne im Felde stehen, hat, um ihre Eltern zu unterstützen, das Fleischerhandwerk erlernt. Jetzt legte sie vor der Handwerkskammer in Erfurt die praktische und theoretische Prüfung ab und hat diese mit „Sehr gut" bestanden.

Was England an seinen Bundesgenossen verdient. Der frühere französische Unterstaatssekretär der Marine, Maurice Ajan behandelt im „Petit Parisien" die unerhörte Verteuerung der Schiffsfrachten. Dabei macht er folgende Feststellung: „Es gibt englische Gesellschaften, die von September bis Dezember 1915 einen Reingewinn herausgeschlagen haben, der ihnen die sofortige Tilgung ihres Gesellschaftskapitals möglich machte. Da die englische Regierung die Hälfte dieser Reingewinne in Form einer Kriegssteuer zu erheben pflegt, so ist es in Wirklichkeit der französische Konsument, der den englischen Staatsschatz um ein Beträchtliches bereichert." — Das gleiche Klagelied stimmt die italienische „Tribuna" unter Mitteilung von Zahlen an.

Das Eiserne Kreuz in Argentinien. Es dürfte wenig bekannt sein, daß die Republik Argentinien im Jahre 1871 ein Eisernes Kreuz verliehen hat. Nach Ausbruch der furchtbaren Epidemie des gelben Fiebers in Buenos Aires, als die Bewohner fluchtartig ihre verseuchten Wohnstätten verließen, bildete sich ein Bürgerausschuß, der unentwegt auf seinem Posten aushielt, bis die Krankheit erloschen war. In Erinnerung an das Eiserne Kreuz, das durch den kurz zuvor beendeten Deutsch-Französischen Krieg einen Weltruf erlangt hatte, stiftete die Regierung der Republik ein ähnliches Kreuz aus Eisen, das an einem gelb-schwarzen Bande getragen und an 41 Bürger der Stadt Buenos Aires verliehen wurde. Außerdem erhielten das Kreuz noch sieben Familien von Männern, die der Krankheit erlegen waren.

Ersatzmittel für Seife. In den Frühjahrsmonaten findet üblicherweise die Reinigung der Wohnungen von Staub, Schmutz, Ruß usw. statt. Ist nun auch die Seife knapp und teuer geworden, so gibt es doch unter den noch immer erhältlichen Reinigungsmitteln eine Anzahl, die sehr wohl als wertvoller Ersatz dienen können, wie eine offiziöse Nachrichtenstelle schreibt. So werden alle weißlackierten Möbel, Türen, Fenster, Fensterbretter, weiße Tonöfen usw. ohne große Anstrengung tadellos sauber, wenn sie mit Schlämmkreidewasser von milchiger Beschaffenheit abgewaschen werden, dem man auf 5 Liter einen gehäuften Eßlöffel voll in einer Tasse kochendem Wasser aufgelösten Borax beifügt. Bei Verwendung der viel billigeren, ungereinigten Schlämmkreide übergieße man diese mit heißem Wasser, quirle sie auf und lasse sie durch ein dichtes Leinentuch laufen, um sie dann erst mit dem übrigen Wasser zu verdünnen. Für andere hell- und dunkellackierte Möbel, Türen, Fenster und Öfen verwende man dagegen eine Lösung oder Abkochung von Seifenrinde, auch Panamaspäne oder Quillajarinde genannt, die eine vorzügliche Reinigungskraft besitzt und namentlich fettigen Rußansatz rasch beseitigt. Weiter ist reines Boraxwasser, Salmiak- und Sodawasser zu nennen, das ebenfalls, entsprechend stark verdünnt, ruß- und schmutzlösend wirkt, ohne die Farbe, bezw. Lack usw. anzugreifen. Die Gardinen werden zunächst zur Lösung des Staubes in ein reichliches, oft zu wechselndes Wasserbad gelegt, dann in ein lauwarmes Bad von Salmiak- und Sodawasser, unter Zusatz von recht heißem Wasser gelegt, in diesem möglichst rußfrei ausgewaschen und geschwenkt, wieder mit klarem Wasser gespült und dann erst mit kochend heißem, fetten Seifenwasser übergossen und weiter behandelt, wie üblich.

Neuestes aus den Witzblättern.

Unter Neutralen. Der Ententefreundliche: „Na — in Deutschland gibt's schon wöchentlich zwei fleischlose Tage!" Der Deutschfreundliche: „Etsch — und in England wöchentlich sieben schlaflose Nächte!" — Oh diese Kinder. Tante: „Meine Füße sind merkwürdigerweise ungleich, der linke ist kleiner als der rechte!" Nichtchen (tröstend): „Na, der ist aber noch groß genug, Tante!" — Kritik. „Ihre Frau Gemahlin spielt wohl oben Klavier?" „Ja, — sie macht einen Handspektakel." (Fliegende Bl.)

In der Fischhandlung. „Ich möchte gern einen Hering." „Wie soll er sein?" Wenn's ohne Milchkarte geht, einen milchernen." — Zeitgemäß. Bauer (zur Magd): „I denk, du bist auf's Feld nausgangen in die Kartuffeln, und dabei liegst no in die Klapp?" Magd: „Ach, Herr, i bin so krank heut'!" Bauer: „Was fehlt dir denn, he?" Magd: „Bauchweh hab' i." Bauer: „Ei, was, Bauchweh! Naus! Felddienstfähig!!"

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5 % **Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs von 1915 (III. Kriegsanleihe)** können vom

1. Mai d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **22. August d. J.** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Formulare zu den Nummernverzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine in der **rechten Ecke oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, im April 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Ware.	Glogau, 18. 4.		Militsch, 19. 4		Neisse, 22. 4.		Patschkau, 20. 4.		Prausnitz, 26. 4.		Ratibor, 20. 4.	
100 Kilo Weizen	—	—	25 65	—	22,50	—	25,50	—	25,50	—	—	—
100 „ Roggen	—	—	21,65	—	21,50	—	21 50	—	21,50	—	—	—
100 „ Gerste	—	—	30 —	—	38,—	30,—	30,—	—	30,—	—	—	—
100 „ Hafer	—	—	30,	—	30,—	—	30,—	—	30,	—	—	—
100 „ Erbsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
100 „ Kartoffeln	11,—	—	10,80	—	10 —	—	9,—	8,—	9,50	—	10,00	9,00
100 „ Stroh	6.—	5,50	6,—	5,50	6,—	5,50	6, —	5,50	4 50	—	—	—
100 „ Heu	12,50	12,00	12.—	—	15,—	12,—	12,60	12 —	13,—	—	—	—
1 „ Butter	4,80	—	4,60	—	5,—	4,60	4,60	4,40	4,8	—	5,10	—
1 Mandel Eier	2,20	2,—	2,40	—	2,20	2,—	—	—	2 30	—	2,60	2,40

Kranken Frauen
und Mädchen
teile ich unentgeltl. die schnelle u. völlige Befreiung von langjährig. Frauenleid. (Weissfluss) mit. Rückporto erbeten.
Frau Marie Bessel,
Berlin, Hallesche Str. 23.

Wer gegen **Epilepsie** (Fallsucht Krämpfe) bisher alles umsonst angewandt, mache einen letzten Versuch mit meinem Mittel, es wird nicht reuen. à gr. Fl. 5,25 M. Bei Nichterfolg Betrag zurück. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen Nr. 248, Post Gassen.

Eine goldene Brosche (durchbrochen) am Karfreitag **verloren.** Gegen Belohnung abzugeben in **Schiffswerft Auras.**

Bettnässe Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Auskunft umsonst, diskret. Margonal, Berlin, Fidicinstr. 38.

Metallbetten an Private. Katal. frei. Holzrahmenmatratz., Kinderbetten. Eisenmöbelfabrik, Suhl i. Th.

Zucker- Krankheit jetzt heilbar, ohne besondere Diät. Von zahlreichen Aerzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwillige Dankschreiben Geheilter. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 248 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag.)

Breslauer Marktbericht vom 26. April 1916.

Der Markt war bei schwachem Angebot unverändert.

Staatlich festgesetzte Höchstpreise.

	Für 100 Kilogramm.
1. Weizen (gute Qualität der letzten Ernte)	25,65
2. Roggen desgl.	21,65
3. Hafer „	30,00
4. Gerste	30,00

Handels-Zeitung.

Berlin, 26. April. (Schlachtviehmarkt.) Auftrieb: 391 Rinder, 1052 Kälber, 153 Schafe, 157 Schweine. — Preise (die eingeklammerten Zahlen geben die Preise für Lebendgewicht an): 1. Rinder fehlen. — 2. Kälber: b) 283 (170), c) 267—275 (160—165), d) 250—258 (150—155), e) 182—255 (100—140). — 3. Schafe fehlen. — 4. Schweine fehlen. — Marktverlauf: Rinder lebhaft. — Kälber lebhaft. — Schafe ausverkauft. Schweine sehr lebhaft.

Druck und Verlag: Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl. — Für den Inhalt verantwortlich: R. Märtin, Trebnitz

Bunte Zeitung.

Der Papierknappheit in Frankreich suchen die Zeitungsverleger durch das Sammeln von Altpapier zu steuern. Sie senden Agenten aus, die alles Papier zum Preise von 20 Centimes das Kilo zusammenkaufen. Da Zeitungspapier zu einem Viertel aus altem Papier besteht, so hofft man damit der Papiernot der Presse einigermaßen steuern zu können.

Das Verbot, Rohkaffee zu rösten, ist für Haushaltungen, die sich zurzeit im Besitz von Rohkaffee befinden, insoweit aufgehoben, als das Rösten von Rohkaffeemengen bis zu 10 Kilogramm gestattet wird.

Regelung des Seifen-Verkaufs und -Verbrauchs Über Verkehr mit Seife, Seifenpulver und andren fetthaltigen Waschmitteln ist eine sofort in Kraft tretende Bundesratsverordnung erschienen. Danach darf Seife nur in beschränkten Mengen an eine Person abgegeben werden und zwar nur gegen Vorzeigung der für die vierte Woche des Monats gültigen Brotkarte. Ausnahmen sind für die gewerbliche Verwendung der Seife vorgesehen. Ärzten, Hebammen und Krankenpflegern können zum eigenen Gebrauch größere Mengen verabfolgt werden. Hiernach ist der Verkauf von Seife vor Beginn der vierten Brotkartenwoche untersagt. Wer vorher Seife verkauft oder kauft, macht sich strafbar.

Die an eine Person abgegebene Menge darf im Monat 100 Gramm Feinseife (Toilette- und Rasierseife) sowie 500 Gramm andere Seife oder Seifenpulver bzw. andere fetthaltige Waschmittel nicht übersteigen. Bei Feinseifen in Umhüllung rechnet diese mit. Bleibt der Bezug einer Person in einem Monat unter der zugelassenen Höchstmenge, so wächst der Minderbetrag der Höchstmenge des nächsten Monats nicht zu. Die Abgabe ist vom Veräußerer auf dem Stamme der Brotkarte unter Bezeichnung der Art und Menge (Gewicht) mit Tinte zu vermerken. — Soweit an einzelnen Orten zur Aufnahme des vorgeschriebenen Vermerkes geeignete Brotkarten nicht im Gebrauch oder solche Karten für einzelne Personen nicht erteilt sind, regelt die zuständige Behörde die Zuteilung von Seife, Seifenpulver und anderen fetthaltigen Waschmitteln nach Maßgabe der obigen Grundsätze. — An Wiederverkäufer dürfen Seife, Seifenpulver und andere fetthaltige Waschmittel nur insoweit abgegeben werden, als bereits vorher eine dauernde Geschäftsverbindung zwischen den Vertragsteilen bestanden hat. Die in einem Kalendervierteljahr abgegebene Menge darf dreißig vom Hundert der im gleichen Kalendervierteljahre des Jahres 1915 an denselben Wiederverkäufer abgegebenen Menge nicht übersteigen. Die Versorgung der Barbiere mit der zur Aufrechterhaltung ihres Gewerbes erforderlichen Rasierseife erfolgt nach näherer Weisung des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette durch Vermittlung des Bundes deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen.

Für die Übertretung der gegebenen Vorschriften sind Geldstrafen bis zu 1500 Mark und Gefängnisstrafen bis zu sechs Monaten vorgesehen.

Der Lebensmittelmarkt in Konstantinopel. Die Hauptstadt des verbündeten türkischen Reiches hat natürlich auch ihre Lebensmittelsorgen. Aber wie bei uns, so langt es auch in der Türkei zum Durchhalten und die Beschränkungen kommen hauptsächlich nur für die Großstädte in Betracht. Die Brotverteilung in Konstantinopel ist jetzt so geregelt, daß auf jeden Kopf ein Viertel Kilogramm entfällt. Für den Bezug von Zucker sind Zuckerkarten eingeführt worden. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen 100 Dram (ungefähr 300 Gramm) im Monat. Die Oka (eineinviertel Kilogramm) kostet zehn Piaster, was unter den gegebenen Verhältnissen nicht viel ist. Vorher kostete Zucker 54 Piaster. Für die Kranken ist besonders vorgesorgt. Butter gebe es in Kleinasien genug, es ist aber schwierig, sie nach Konstantinopel zu bringen. Das frische Gemüse, das jetzt täglich in immer größeren Mengen auf den Markt kommt, bedeutet eine große Erleichterung für die Ernährung der Bevölkerung. Noch nie hat es in Konstantinopel auch so viele Hausierer mit Dörrobst gegeben, mit Haselnüssen, Pistazien, Rosinen, Sultaninen Feigen usw. Es muß die ausgebliebenen Orangen und Mandarinen ersetzen.

Für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer, die als vermißt geführt werden und die reichsgesetzlich gegen Alter und Invalidität, wie zugunsten der Hinterbliebenen versichert waren, ist es von größter Wichtigkeit, daß sie ihre Ansprüche auf Grund der Reichsversicherungsordnung (Witwengeld, Witwen- und Waisenrente usw.) rechtzeitig anmelden. Der Anspruch auf Witwengeld verjährt, wenn er nicht innerhalb eines Jahres nach dem Tode des Versicherten angemeldet wird, Witwen- und Waisenrenten aber werden für die Zeit, welche länger als ein Jahr vor der Anmeldung zurückliegt, nicht gezahlt. Ob die Tatsache, daß die Angehörigen erst später von dem Tode des Versicherten Kenntnis erhalten, genügt, um die Verjährung nicht eintreten zu lassen, ist nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht zweifellos. Da nun mit der Möglichkeit des Todes bei jedem Vermißten zu rechnen ist, so empfiehlt es sich dringend, spätestens vor Ablauf eines Jahres seit dem Zeitpunkte, an welchem der Vermißte sicheren Nachrichten zufolge noch gelebt hat, die Ansprüche auf die Hinterbliebenenbezüge anzumelden. Mit der Anmeldung sind die Ansprüche der Hinterbliebenen gewahrt. Die Anmeldung erfolgt bei dem Versicherungsamt des letzten Wohn- oder Beschäftigungsortes des Versicherten. Falls ein Versicherungsamt nicht vorhanden ist, kann die Anmeldung auch bei der Gemeindebehörde erfolgen. Zur Auszahlung der Hinterbliebenenbezüge ist im übrigen der Nachweis des Todes nicht erforderlich.

Über die Todeserklärung verschollener Kriegsteilnehmer hat der Bundesrat eine Verordnung beschlossen, welche die Todeserklärung der in dem gegenwärtigen Kriege verschollenen Kriegsteilnehmer im Anschluß an die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs regelt. Die Todeserklärung kann beantragt werden, wenn von dem Leben des Verschollenen ein Jahr lang keine Nachricht eingegangen ist. Unter dieser Voraussetzung ist sie schon während des Krieges zulässig. Das Verfahren richtet sich nach der Zivilprozeßordnung, deren Vorschriften in einigen Punkten ergänzt werden, wobei neben einer zweckmäßigen Vereinfachung auf eine Verstärkung der Bürgschaften für eine richtige Entscheidung Bedacht genommen ist.

Neuestes aus den Witzblättern.

Im Zweifel. Mentner Bliemchen (auf Vorposten am Tigris): „Horch, is das nu' e' Maschinengewehr oder e' Glabberschlange?!" — Doppelsinnig. „Der Vetter schreibt, das Liebesgabenpaket mit der Wurst sei angekommen, ebenso der beigelegte Zettel, aber wir sollen ihm mal eine längere Nachricht zugehen lassen. Bezieht sich das nun auf den Zettel . . . oder auf die Wurst?" — Dringend. „So 'ne Gemeinheit! In dem Brief schreibt der Kerl, ich soll mich aufhängen — und außerdem steht auch noch „Eilt" auf dem Couvert." — Die redselige Gattin. Kaufmann (der seit einer Viertelstunde am Telephon steht, zum Lehrling): „Hier, halten Sie mal den Hörer, Wilhelm, so lange meine Frau mit mir spricht! Zu antworten brauchen Sie nichts, nur wenn sie fragt: „Bist du noch da, Jakob?" dann sagen Sie: „Jawohl, liebe Amalie!" " (Fliegende Bl.)

Monte Carlo. „Seit die Deutschen ausbleiben, weiß man gar nicht, wen man rupfen soll!" — Gefährlicher Gegenstand. „Hat Sie der Mann arg verletzt?" „Und ob! A eisernes Fünferl hat er mir an den Kopf geschmissen!" (Jugend.)

Zeitungssiege. „Einmal haben die Gänse Rom gerettet! Und jetzt sollen es die „Enten" tun!" — Die arbeitsame Mutter. „Sitzest du schon wieder müßig?" „Ach, laß mich, Mama! Herr Meier hat mir einen Antrag gemacht, da muß ich mein Herz prüfen!" „Dann nimm dir wenigstens einen Strickstrumpf dazu!"

Der Heuchler. Kunde (der seinen Schneider im Schützengraben wiedertrifft): „Was sehe ich, Sie hier, Meister? Haben Sie vielleicht meine Rechnung bei sich?" — Bescheiden. Dienstmädchen (zur Köchin): „Kommt dein Bräutigam diesen Abend nicht?" „Oh nein, dafür ist er viel zu bescheiden. Der besucht mich nur Dienstags und Freitags . . . an den fleischlosen Tagen!" — Pech. „Warum sind Sie denn gar so grantig, Herr Stanglmeier?" „Oh mei', i' hab' g'wett', daß auf Neujahr der Krieg aus is, und muaß jetzt für jeden Tag, den er länger dauert a' Maß Bier zahl'n." (Fliegende Bl.)

Auf dunklen Pfaden.

Roman von A. Hottner-Grese.

(Nachdruck verboten.)

8) (Fortsetzung).

„Kommen Sie, Herr Förster," rief sie aufgeregt, „um Himmelswillen, kommen Sie und helfen Sie mir! Ich kann die arme, junge Frau allein nicht mehr bewältigen!"

„Ich komme schon!" rief Axmann zurück.

Aber während die alte Frau schon wieder forteilte, faßte er den Gewehrschrank, einer plötzlichen Eingebung folgend, und schob ihn mit einem einzigen, raschen Griff wieder zurück bis an die Grenzlinie der nachgedunkelten Tapete. Dann wischte er auch hier sorgsam den Boden auf.

Er warf einen zufriedenen Blick umher und ging dann mit großen, festen Schritten hinüber nach dem Schlafzimmer Elisabeths, wo sich Hanna vergebens mühte, der im Fieberwahn wild um sich Schlagenden ein paar Tropfen frischen Wassers einzuflößen.

In den Frühstunden desselben Tages ritt auf einer der gut gehaltenen Nebenstraßen, welche das wunderschöne salzburgische Land durchqueren, ein Trupp heiterer Herren und Damen dahin.

Sie kamen von einer nächtlichen Pirsch, das verriet nicht nur ihre weidmännische Kleidung, sondern auch der reichbeladene Beutewagen, welcher dem Zug folgte.

Voraus, auf einem edlen, feinen Pferd sitzend, sprengte ein hochgewachsener, schlanker Herr. Manchmal hob er sich im Sattel und warf einen forschenden Blick die Straße entlang.

„Nur noch ein paar Minuten Geduld, Graf," sagte ein starker, breitschulteriger Reiter, der dem ersten auf den Fersen folgte, „gleich sind wir da! Das Forsthaus ist in kürzester Zeit erreicht, und ich wette, wir hören, daß die schöne Baronin Otta noch im süßesten Schlummer liegt! Ich werde selbst schon froh sein, wenn ich diese Gewißheit habe! Sie haben uns alle mit Ihrer tollen Angst ein wenig angesteckt, Graf!"

Der Angeredete wandte das feingeschnittene, angenehme Gesicht dem Sprecher zu.

„Ich begreife mich eigentlich selbst nicht recht, Doktor Christians," sagte er vertraulich und drängte sein Pferd ganz nahe an das des andern. „Aber ich kann diese seltsame Unruhe seit gestern mittag nicht los werden! Sie wissen ja, daß ich die Baronin Otta kenne seit Jahr und Tag. Sie wissen auch" — er dämpfte seine Stimme noch mehr — „daß mich diese seltsame, schöne, leidenschaftliche Frau von jeher stark interessiert!

Lächeln Sie nicht so sarkastisch, Doktor! Zum Lächeln ist da ja kein Grund! Ich bin entschieden zu alt und zu vernünftig, um mich so — so aussichtslos zu verlieben! Sie als mein alter Freund und Lehrer, Sie sollten mich doch genauer kennen! Ein törichter Schwärmer bin ich nicht!"

Und daß Baronin Otta mir absolut kein anderes Gefühl als das einer aufrichtigen Freundschaft entgegenbringt, das wissen Sie so gut wie ich! Es ist zu hoffen, daß ich mit noch weiter zunehmendem Alter mich ganz gut in die mir zugeteilte Freundesrolle finden werde! Aber sorgen kann ich mich doch trotzdem, nicht wahr?

Und Sie müssen selbst zugeben, daß die Baronin schon ganz besonders elend aussah, als sie gestern früh zu unserer Jagdgesellschaft stieß! Sie schien um Jahre gealtert; ihre tiefe Blässe, die fieberhaft glänzenden Augen, das leichte Beben ihrer Hände, all das wies darauf hin, daß sie ernstlich unwohl sei.

Und sie war es auch, sonst wäre sie bestimmt nicht ganz allein in dem einsamen Forsthause bei der tauben Försterswitwe geblieben, anstatt mit zu der nächtlichen Treibjagd zu reiten.

Als ich ihr schriftlich meine Einladung zur Jagd sandte, antwortete sie mir gleich, daß sie sich nicht wohl fühle und wahrscheinlich nicht mitkommen werde. Desto größer war mein Erstaunen, als sie gestern dennoch zur festgesetzten Stunde ankam.

Doktor Christians antwortete nicht. Er kannte seinen ehemaligen Schüler, den Grafen Heinrich Steinberg, viel zu genau, um nicht zu wissen, daß hier kein noch so gutgemeintes Zureden helfen würde, daß hinter dieser Maske einer ruhigen Freundschaft für die schöne Baronin Otta von Werbach in Wahrheit weit mehr steckte, und daß es am klügsten war, still zu sein und angeblich alles zu glauben, was der Graf in dieser Beziehung sagte, damit nicht Wunden, welche niemals ganz verheilt waren, neu zu bluten begönnen.

Ueberdies tauchte jetzt schon aus den dunkelgrünen Waldmassen der spitze Giebel des Forsthauses auf, in dem — seit der alte Förster Schwarzer gestorben war — dessen Witwe mit einer einzigen Magd hauste.

Graf Heinrich Steinberg gab seinem Pferde die Sporen und galoppierte der Gesellschaft voraus auf das Haus zu. Gemächlicher folgte Doktor Christians.

Als er ankam, hörte er schon, wie die Witwe Schwarzer in einem breiten Wortschwall dem Grafen Auskunft gab auf seine Fragen nach dem Befinden Otta von Werbachs.

„Na, na — es ist ihr gar net gut, der Frau Baronin!" sagte die alte Frau, bekümmert den Kopf schüttelnd. „Wirklich gar net gut! Gestern — wie die Herrschaften alle fort sind — hat sie sich gleich ein bisserl niedergelegt. Dann hat s' einen kleinen Spaziergang gemacht und ein paar Bissen gegessen.

So um drei Uhr nachmittags, da hab' ich sie a'fraat, ob sie nicht was brauchet von Salzburg, weil ich mit dem Steirerwagerl hineing'fahren bin, allerhand einkaufen für die heutige Mittagstafel. Sie hat gesagt, sie braucht gar nichts, nur Ruhe möchte sie haben. Ich sollte gar nicht anklopfen bei ihr, wenn ich zurückkomm', denn sie wolle sich niederlegen und schlafen. Im Notfall war ja die Susi da, Herr Graf. Also bin ich ruhig abgefahren!"

„Nun — und hat die Baronin Susi gebraucht?" unterbrach sie Graf Heinrich Steinberg etwas ungeduldig.

Die Försterswitwe schüttelte den Kopf.

„Aber nein, Herr Graf! Sie hat nicht geläutet, und wie die Susi an ihrer Tür einmal probiert, da war sie verschlossen und ist keine Antwort gekommen. Also hat die Frau Baronin wohl sehr gut und fest geschlafen. Dafür hat sie freilich dann in der Nacht nicht schlafen können. Ich war schrecklich müd, wie ich heim gekommen bin, und hab' nichts mehr g'hört und g'sehn vor lauter Schlaf.

Aber so gegen der Früh', da bin ich doch munter geworden. Ich hab' die Frau Baronin über mir immerfort hin und her gehen gehört. Da bin ich aufgestanden und hab' bei ihr angeklopft.

Sie hat von drinnen gefragt, wer da is. Ich hab' mich gemeldet und hab' gesagt, ich möcht' ihr gern einen Tee machen, oder was sie sonst mag. Aber sie hat wieder nicht aufgemacht und nur geantwortet, daß sie gar nichts will, und daß ihr auch weiter nichts fehlt, sondern daß sie nur nicht schlafen kann, wie sehr häufig. Ich war froh, daß es nichts Besonderes war, und bin wieder in mein Bett gekrochen.

Aber immer hab' ich horchen müssen auf die Schritte über mir. Bis in den hellen Tag hinein ist das so fortgegangen. Erst nach sieben Uhr ist dann auf einmal alles ruhig geworden."

„Und haben Sie die Baronin seither noch gar nicht gesehen?" fragte Graf Steinberg, der inzwischen vom Pferd gestiegen war und dasselbe einem heranspringenden Reitknecht übergab.

Dabei flog sein Blick verstohlen hin über die Fensterreihen im oberen Stockwerke. Dort die beiden Eckfenster gehörten zu dem Zimmer, in dem Otta von Werbach wohnte. Aber die grünen Rolladen waren fest vorgelegt, und kein Laut verriet, daß dort jemand war.

Die Försterin hatte den Blick des Grafen bemerkt.

„Nix hab' ich g'sehn und nix hab' ich g'hört," beteuerte sie redselig, „kein bisserl Lärm — gar nix. Schlafen wird's halt jetzt, die Frau Baronin — natürlich! Na, nach einer so schlechten Nacht is das ja begreiflich, daß der Mensch seine Ruh' haben will —"

Die Försterin hätte wahrscheinlich noch viel länger gesprochen, aber die übrigen Jagdgäste kamen jetzt herbei. Ein frisches Leben begann. Die Reitknechte führten die Pferde in den Stall, und die Herren und Damen stiegen plaudernd zu ihren Zimmern empor, um sich ein wenig auszuruhen und umzuziehen.

Man wollte in einer Stunde drunten im Hofe unter den alten Lindenbäumen ein frugales Jagdfrühstück einnehmen und dann sofort nach Salzburg zurückkehren. Mit Rücksicht auf die leidende Baronin von Werbach dämpfte man auf der Stiege und auf den langen Gängen die Stimmen nach Möglichkeit. Die Chauffeure aber, welche einstweilen auch zurückgekommen waren, lärmten ziemlich laut und ungeniert auf dem Hofe.

Sie zogen die Automobile aus dem Schuppen heraus, und während sie die Fahrzeuge herrichteten, dort ölten und hier schraubten, kurz, alles zur Rückfahrt in guten Stand setzten, pfiffen und sangen sie munter, und ein paar Scherzworte flogen von einem zum andern.

Das Zimmer, welches die Baronin Otta von Werbach bewohnte, besaß außer den beiden Fenstern, zu denen eben vorher Graf Steinberg emporgeblickt hatte, noch ein schmales, drittes Fenster, welches auf diesen Hof hinaussah. Auch eine Tür war vorhanden, durch welche man auf einen kleinen Holzvorbau hinaustreten konnte. Von da aus führte eine schmale, elende Holzstiege hinab in den Hof. Aber niemand benutzte sie jemals, da sie sehr steil und unbequem war.

Während der Arbeit an den Autos blickte einer der Chauffeure, ein junger, blonder Bursche mit einem intelligenten Gesicht, einmal zufällig empor, und seine Augen streiften die Front des Forsthauses.

Im nächsten Moment war er aufgesprungen und streckte, wie abwehrend, beide Hände nach dem schmalen Fenster aus. Seine Kameraden wurden aufmerksam und sahen gleichfalls hinauf.

Aber der weiße, gestärkte Mullvorhang vor den Scheiben hing herab. Nur ein leises Hin- und Herflattern des leichten Gewebes war sichtbar und bezeugte, daß wahrscheinlich vor kurzem eine Hand daran gerührt

„Nanu?" fragte einer der Chauffeure den jungen Mann, welcher noch immer mit tieferblaßtem Gesicht und einem entsetzten Ausdruck in den Augen nach dem Fensterchen starrte; „Nanu? Was ist denn los? Hast du einen Geist gesehen, Jungbauer?"

Der Chauffeur strich sich das Haar aus der feuchten Stirn und wandte energisch den Blick von dem Fenster ab.

„Es war beinahe so" sagte er, noch immer befangen. „Und ich bin tüchtig erschrocken! Wie ich da so von ungefähr hinaufschaute, da seh' ich zwischen den steifen Mullfalten plötzlich ein ganz verzerrtes, totenblasses Frauengesicht. Das dunkle Haar ringelte sich wild um die weiße Stirn, und die Augen sahen starr nach dem Eingang zum Schuppen dort —"

Er wies mit dem Zeigefinger nach dem langgestreckten Holzschuppen, in welchem für diese eine Nacht die Automobile untergebracht worden waren.

Die anderen Chauffeure lachten.

„Wahrscheinlich gibt's da Geister in dem alten Eulennest," sagte einer geringschätzig. Die übrigen nickten; nur Jungbauer schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das war kein Geist," sagte er mit Bestimmtheit. „Ich hab's deutlich gesehen; die Frau hat uns heimlich beobachtet, wie wir die Autos aus dem Schuppen zogen —"

Er brach rasch ab, denn eben schritt Graf Steinberg quer über den Hof. Ob der Graf das Gespräch vernommen hatte, wußte Jungbauer allerdings nicht. Möglich war es immerhin. So schwieg der Chauffeur lieber, denn er kannte den Grafen und wußte, daß ihm jede Art von Klatsch verhaßt war.

Graf Heinrich Steinberg aber schien sich heute um das Gerede der Leute überhaupt nicht zu kümmern. Er ging direkt auf das offene Tor des Schuppens los. Erst als er schon dort angekommen war, wendete er sich für einen Moment zurück.

„Habt ihr schon alle Autos heraus?" fragte er.

„Jawohl, Herr Graf!" klang es zurück.

„Gut!"

Er trat in den halb dämmerigen Raum und zog die Tür rasch hinter sich zu. Ueberdies legte er auch noch den schweren Holzriegel vor.

Erst dann fühlte er sich völlig sicher vor fremden Blicken und Lauscherohren. Tief aufatmend stand er einen Augenblick ganz still. Ein Sonnenstrahl fiel durch eine Luke im Balkenwerk und spielte hin über das blasse, wie von einem großen, inneren Leid gezeichnete Gesicht des Grafen.

Nun erst sah man, wie tief die Falten waren, welche sich um seine schönen Mund legten, wie müde der Ausdruck des ganzen Antlitzes war. Graf Steinberg mochte kaum fünfundvierzig Jahre zählen. In diesem Moment sah er aus wie ein hoher Fünfziger.

Die Maske vornehmer Ruhe und Gleichgültigkeit, die er sonst meist zur Schau trug, ließ er nun, da er sich ganz unbeobachtet wußte, fallen. Es wäre ihm auch in Wahrheit schwer möglich gewesen, sich noch länger inmitten seiner Gäste als freundlicher, aufmerksamer Hauswirt zu zeigen.

Er hatte aufgeatmet, als sie sich für einige Zeit auf ihre Gastzimmer zurückgezogen und ihn von seinen Pflichten befreiten.

Graf Heinrich Steinberg war sich selbst wohl kaum klar, weshalb er heute in einer so seltsam erregten Stimmung sich befand. Schon am Vortage, als er seit längerer Zeit zum erstenmal wieder Baronin von Werbach gesehen hatte, fühlte er, wie allmählich eine wachsende Unruhe von ihm Besitz ergriff. Weshalb eigentlich?

Mit einem müden Nachgeben ließ der Graf sich auf einen der vielen umherliegenden Holzstöße nieder.

Ja, weshalb regte ihn der Anblick dieser Frau immer wieder so mächtig auf? War auch er einer der vielen, welche gleich den Motten, die das verderbliche Licht umschwirren, sich um die schöne Otta drängten, ohne alle Hoffnung, je einen andern Lohn zu erhalten als höchstens ein freundliches Lächeln, ein Nicken, einen herzlichen Gruß?

Und doch kamen sie alle immer und immer wieder von neuem heran!

Graf Heinrich Steinberg nickte schwer. Motten! Ja, Motten waren sie alle! Und Baronin Otta sah ruhig die Qualen, welche sie in so vielen Herzen erregte. Sie war daran gewöhnt und hatte nur noch ein kühles, nachsichtiges Lächeln für alle die Huldigungen.

Ihn aber — ihn hatte sie zu ihrem Freunde erkoren.

Nächst ihrem Schwager, dem Freiherrn Ludwig von Werbach war Graf Steinberg so ziemlich der einzige, welcher das Vertrauen der schönen Frau genoß. Und deshalb kannte er sie auch weit besser als alle die vielen anderen.

Wahrscheinlich hatte er auch aus diesem Grunde schärfer gesehen als die übrigen Jagdgäste, und auch als Doktor Christians, welcher sonst ein sehr guter Beobachter war.

Das verstörte Wesen, die fieberhaft glänzenden Augen, das Zittern der schönen Hände — alles dies war dem Grafen Steinberg sofort aufgefallen, als Otta gestern zur Gesellschaft traf. Ihr Zurückbleiben dann von der Jagdpartie war ihm sonderbar erschienen. Und diese ganz seltsame Vision der letzten Nacht — —

Er legte die Hand an die Stirn und dachte scharf nach. Was war das eigentlich gewesen, was ihn so erschreckt hatte? Nichts als ein Gebilde seiner Phantasie! Nein — weiter nichts! —

Er war nach Mitternacht ganz allein — vollständig losgelöst von der übrigen Jagdgesellschaft — durch den Hochwald gewandert. Zum Jagen hatte er keine Lust; ein dunkles Gefühl starker, innerer Unrast trieb ihn fort. In der Dunkelheit verwechselte er die Wege, und dort, wo sein Gebiet an das des Freiherrn von Werbach grenzte, dort stand er plötzlich an der großen Landstraße, welche zum Jagdschlößchen des Barons führte.

Es war zuerst sehr mondhell gewesen, später fiel ein Nebel ein, der alles ringsum in einen leichten, duftigen Schleier zog.

Eben hatte er sich — ärgerlich über den falschen Weg, den er eingeschlagen — zurückgewendet, als ein dumpfes, nahendes Geräusch ihn aufblicken ließ. Und da kam es heran, schattenhaft, in rasender Eile, ohne Lichter — ein Automobil.

Rasch sprang er zur Seite; da sauste es schon vorüber an ihm. Nur eine einzige, kurze Sekunde lang sah er es. Im fahlen, unsicheren Mondlicht blitzten einen Moment die blanken Speichen der Räder auf, man sah den silbergrau gestrichenen Wagen. Und darinnen — ja — darinnen saß er selbst in seinem Autopelz mit der schwarzen Verbrämung, mit der großen Autobrille — er selbst!

Graf Heinrich Steinberg sprang empor. Wie ihn nur die Erinnerung schon erregte! Denn er hatte sofort die ganz bestimmte Ueberzeugung, daß dies sein eigenes neues Auto sei, die „Florida", und sein neuer Pelz und seine Brille —

Lächerlich! Wie kam er nur auf diese wahnsinnigen Gedanken! Die Chauffeure waren alle fort, die Autos standen ruhig im Schuppen. Wer sollte in seinem Wagen eine so rasende nächtliche Fahrt unternehmen?

Aber Baronin Otta war allein im Forsthause! Sie hatte die Chauffeurschule besucht. Die Straße, wo er das Auto traf, war diejenige, welche nach Schloß Werbach führte.

Und jetzt — jetzt eben hatte auch er, als er über den Hof ging, das blasse, leidvolle Gesicht droben am Fenster gesehen. Der Chauffeur hatte ganz recht! Wie ein Geist sah sie aus, die schöne Frau! Und sie hatte mit starren Augen niedergeblickt auf die Leute im Hofe, welche die Autos aus dem Schuppen zogen!

Mit schweren Schritten ging der Graf nach der Ecke, in welcher seine „Florida" untergebracht war. Er selbst hatte Otta das kleine Auto gezeigt.

Die „Florida" stand genau an derselben Stelle wie gestern. Mit unsicheren Händen schob er den Wagen ein wenig hervor.

Das Auto war seit seiner ersten Probefahrt noch nicht geputzt worden; sein Knecht war nicht hier. So war das kleine, zierliche Gefährt noch von damals her stark mit Schmutz und Kot bedeckt. Irgend etwas Besonderes war nicht zu entdecken.

Und dort — er öffnete mit einer raschen Bewegung den Kasten daneben —, dort hing ja auch ein Pelz am selben Haken, wie immer. Auf dem Holzbrettchen lag die Brille, welche er bei seinen Touren stets benutzte.

Irgend jemand drückte von außen die Türklinke des Schuppens nieder. Erschrocken fuhr Graf Heinrich empor. Er hatte im Augenblick vergessen, daß er selbst die Tür verschloß, als er hier eintrat.

Bei der heftigen Bewegung, welche er machte, löste sich der schwere Mantel vom Haken und fiel mit leisem Rauschen zu Boden. Und nun ging's dem Grafen, der ihn aufhob, ebenso, wie am selben Morgen dem Förster Fritz Axmann. Auch ihn streifte wie eine süße, holde Erinnerung ein leiser Duft, ein schwerer, fast betäubender Geruch. Und auch in ihm rief dieser Duft einen Gedanken hervor, eine ganz bestimmte Vorstellung.

Das war der Duft, welcher Ottas ganze Person umgab, der zu ihr gehörte, als sei er ein Teil ihrer selbst.

„Otta!" stöhnte der einsame Mann auf und schlug die zitternden Hände vor das blasse, erregte Gesicht.

„Otta!" Woher kommt dieser eigenste Hauch deines Wesens? Der Pelz hier — er haucht den Duft aus, der mich stets so berauschte! Und doch hast du den Mantel nicht berührt!"

Draußen im Hofe lachten die Chauffeure wieder laut auf über den gelungenen Witz eines Kameraden. Dann hörte man deutlich, wie sie ihre Wagen zu einer kleinen Probefahrt durch das Forsthaus hinausjausen ließen auf die breite Landstraße.

Die Försterin selbst schlürfte über den Hof — Steinberg kannte genau ihren müden, schlürfenden Schritt — und schloß hinter den Autos das Tor wieder zu. Dann kehrte sie auf demselben Wege wieder zurück nach dem zweiten, größeren Hof, wo unter den alten Bäumen eben die Tafel gedeckt wurde.

Die Frau schloß auch das Pförtchen, welches die beiden Höfe verband, hinter sich ab. Nun herrschte in dem abgelegenen Seitenhofe wieder die tiefe Ruhe des stillen, klaren Herbsttages, welche in dieser weltabgeschiedenen Gegend so natürlich war.

Graf Steinberg hatte sich erhoben und schritt dem Eingang des Schuppens langsam zu. Sein Kopf brannte, die lange Reihe tanzender Sonnenstäubchen, welche sich mitten durch den halbdunklen Raum zog, tat ihm mit ihrem Flimmern fast weh. Das Licht brach durch einen breiten Spalt in der Holzwand des Schuppens voll herein.

Auf diesen Spalt fiel nun unwillkürlich der Blick des Grafen. Im selben Augenblick hemmte er, wie gebannt von einer ungeheuren Ueberraschung, den Schritt. Man sah von seinem Standpunkte aus durch die breite Ritze ganz gut hinaus in den Hof.

Dunkel ragte gegenüber die Hausmauer auf. Die schmale, hühnerstiegenartige Holztreppe hob sich kaum davon ab. Man sah auch noch droben im ersten Stockwerk die kleine Tür, welche direkt in das Zimmer führte, welches Otta von Werbach jetzt bewohnte.

Solange Graf Steinberg zurückdenken konnte, war diese Tür stets geschlossen gewesen. Er wußte es gut, daß der Schlüssel von innen immer zweimal herumgedreht war, und daß außerdem ein starker Schieberiegel das Aufgehen der Tür verhinderte.

Nun aber sah er — zum erstenmal in seinem Leben —, daß die Tür sich langsam, wie von einer sehr vorsichtigen Hand geführt, in ihren Angeln bewegte.

Ein paar schlanke, feine Finger wurden sichtbar. Der Spalt verbreiterte sich. Nun tauchte eine Gestalt in der Oeffnung auf — —

„Otta!" stöhnte Graf Steinberg auf.

Es war wirklich Baronin Otta von Werbach, die dort oben auf dem schmalen Holzvorsprung stand. Ihr totenbleiches, schönes Antlitz leuchtete förmlich in dem grellen Mittagssonnenschein; die schwarzen, lodernden Augen sahen starr hinab in den Hof.

Drunten war alles vollkommen ruhig. Wie ausgestorben war dieser Teil des Forsthauses. Nur ein Hahn krähte keck in die sonnenerfüllte Luft hinein. Sonst schien weit und breit alles verödet.

Graf Heinrich von Steinberg hatte sich, einem dunklen Gefühl folgend, in den lichtlosesten Winkel des Schuppens zurückgezogen. Aber auch von hier aus vermochte er durch den Spalt im Balkenwerk jeder Bewegung der Frauengestalt zu folgen.

Mit katzenartigen Schritten glitt Frau Otta über den winzigen Bretterverschlag. Nun stand sie bereits dicht an der steilen, schmalen Stiege. Wie eine Nachtwandlerin sah sie aus. Leer war ihr Blick, die Haltung schlaff, wie tief ermüdet.

Aber ohne eine Sekunde zu zögern, begann sie die Sprossen der leiterartigen Stiege hinabzusteigen. Der Wind verfing sich in dem weiten Gewand, welches sie trug, und blähte es rund um ihre feine Gestalt wie eine Wolke. Es schien, als schwebe sie auf dunklen Stoffmengen hernieder.

Als sie am Fuße der Treppe angelangt war, hielt sie einen Moment den Kopf wie lauschend vorgestreckt. Aber dieselbe Lautlosigkeit umfing sie wie früher. Da begann sie langsam weiterzugehen, hin über den Hof, der im glänzenden Sonnenlicht dalag, gerade auf das Schuppengebäude zu. Aber sie näherte sich nicht dem Haupttor, welches Graf Steinberg ja versperrt hatte.

Sie schritt nach links hinüber.

Dort war ein schmaler, selten benutzter Nebeneingang.

Der Graf erinnerte sich genau: Gestern, als er Frau Otta die Autos zeigte, hatte er sie selbst auf das Türchen aufmerksam gemacht, welches von außen kaum wahrnehmbar war.

Man mußte immer erst ein paar der schwebenden Ranken mit der Hand zurückbiegen, ehe man den kleinen Riegel fand, mit dem das Türchen von außen verschlossen war. Die wenigsten Personen, außer den Hausleuten, wußten überhaupt von diesem Eingange. Benutzt wurde er nicht.

Graf Steinberg hatte sich vollständig gedeckt durch einen der riesigen Kasten, welche hier verschiedene Ecken und Winkel bildeten. Seine Gestalt in dem dunklen Anzug verschmolz vollständig mit den Gegenständen seiner Umgebung.

Aber er mußte sich anlehnen, so heftig zitterte er, als jetzt eine Hand von außen erst tastend an dem Türchen entlang fuhr und dann der Riegel mit leisem Knacken zurückgeschoben wurde.

In dem hellen Sonnenschein, welcher einen Augenblick später in den Raum flutete, stand Baronin Ottas dunkle Gestalt wie ein Bild auf hellem Grunde.

Den Oberkörper weit vorgeneigt, spähte sie hinein in den Schuppen.

Auch hier rührte sich nichts.

(Fortsetzung folgt)